

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

3

197938

A

MA 9 - SD 25 - 13,5 - 925 - 117048 - 22

Prochaska's illustrierte
Monats-Bände.



Neue Romane,
Erzählungen und Novellen.
Interessante Kostbarkeiten
aus dem
Natur- u. Völkerverstehen
und aus der Geschichte.
Reise-Abenteuer,
Dumarskesken u. s. w.

Preis 40 kr.
(70 pfr.)

KARL PROCHASKA

WIEN & TESSCHEN.



„Prochaska's Monatsbände“ erscheinen unter Mitwirkung der beliebtesten Schriftsteller zu Beginn jeden Monats.

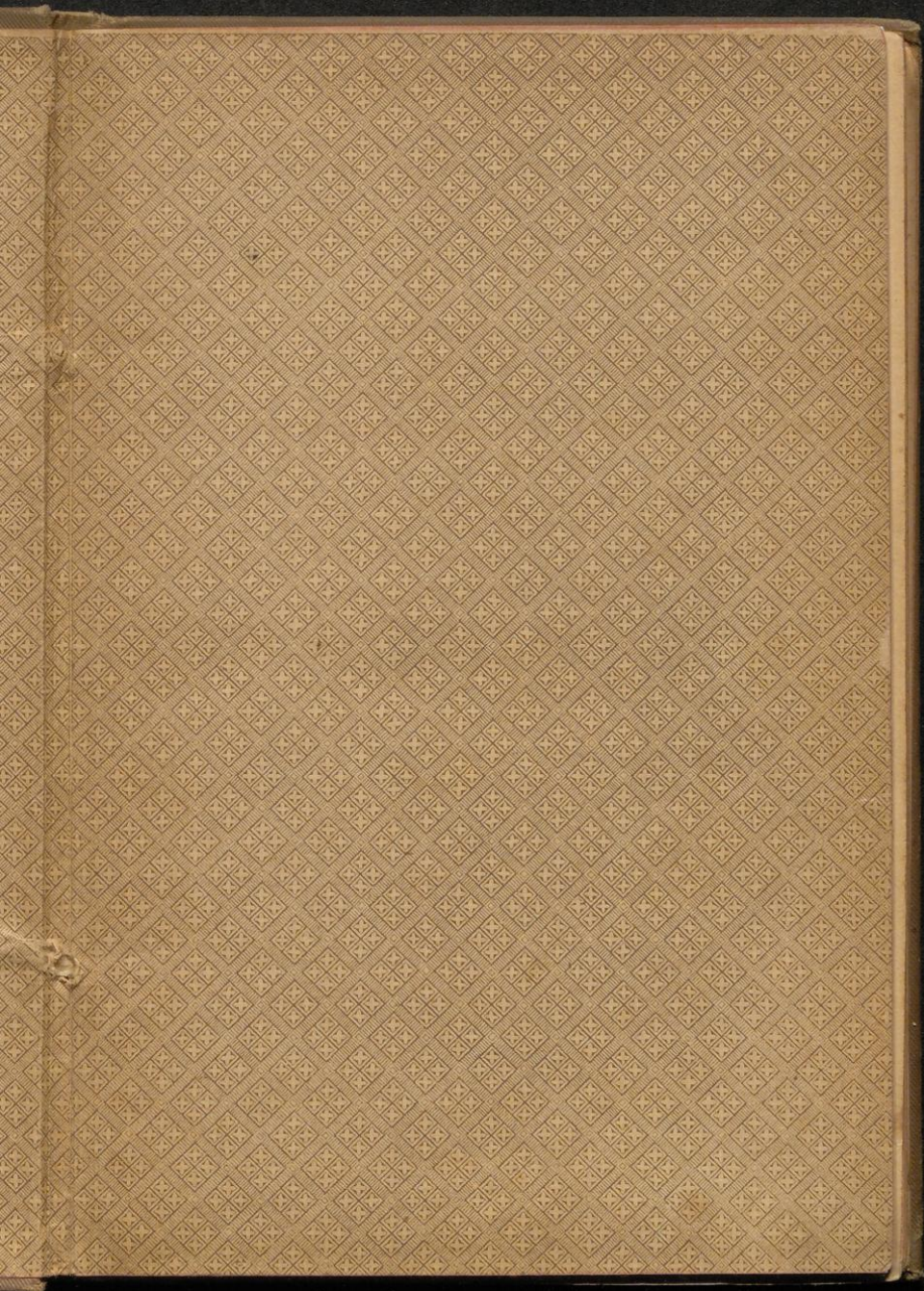
Jeder Band ist ebenso elegant wie dieser in Leinwand gebunden, ebenso stark, illustriert und kostet 40 kr. oder 70 S. Zwölf solcher Bände bilden einen Jahrgang.

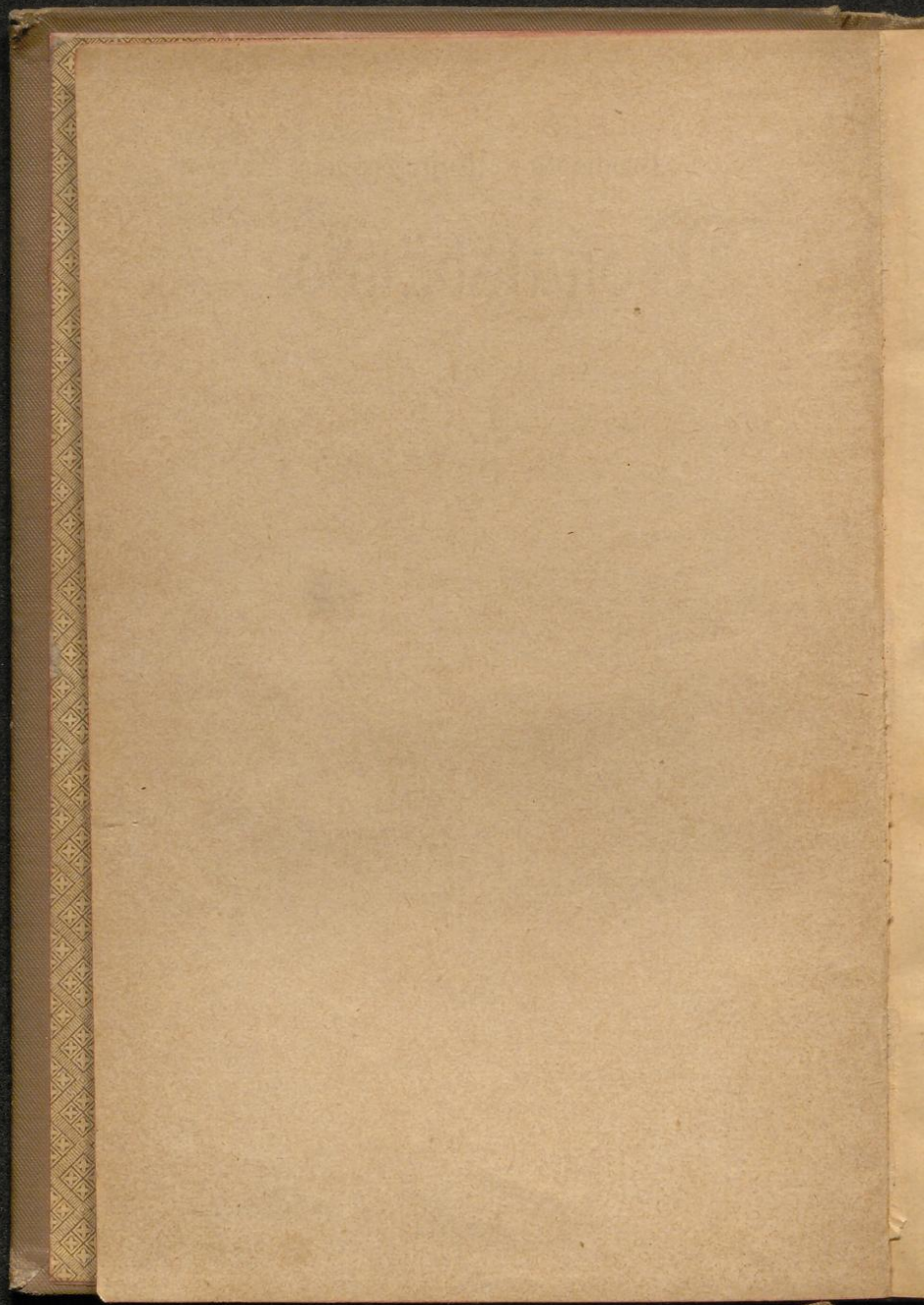
Jeder Band enthält außer einem Roman in Fortsetzungen, eine vollständige größere Novelle und eine Anzahl anderer interessanter Aufsätze und Humoresken.

„Prochaska's Monatsbände“ sind die billigsten aus Original-Beiträgen bestehenden illustrierten deutschen Unterhaltungsbücher.



Abonnements in jeder Buchhandlung.





Prochaska's illustrierte

Monatsblätter

Zur Erholung
und geistigen Anregung in Mußestunden.

Erster Jahrgang.



III. Band.

1. October 1889.

Wien, Leipzig, Teschen.

Verlag der k. k. Hofbuchhandlung Carl Prochaska.

Wiener Stadt- und
Landesbibliothek

197938 A

MA 9 - SD 25 - 13,5 - 925 - 117048 - 22

197.938



Inhalt.

	Seite.
Auf falscher Bahn. Ein Wiener Roman von Carl Ed. Klopfer. (2. Fortsetzung). Mit 8 Illustrationen.	3
Die Hexe von Szegedin. Geschichtliche Erzählung von Anton Dhorn. Mit 11 Illustrationen.	80
Körperschönheit und Gesittung. Von Ewald Paul.	145
Die Deutschen im Banat. Von Adam Müller- Guttenbrunn. Mit 1 Illustration.	160
Was der Oberst erzählte. Von Gerhard von Amyntor. Mit 1 Illustration.	175
Meister Storch. Von Raoul Ritter v. Dombrowski.	192
Die Gärten des Meeres.	198



Alle Rechte für den ganzen Inhalt vorbehalten.

W 290.735



Auf falscher Bahn.

Ein Wiener Roman von Carl Ed. Klopfer.

(2. Fortsetzung)

Die nächste Woche fand das Städtchen Ulmenhorst in großer Bewegung. Dr. Sommer sollte vor den versammelten Wählern des ganzen Bezirkes seine Candidatenrede halten. Frost entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit. Er war seit Tagesanbruch auf den Beinen. Am Nachmittage holte er Victor aus Wien ab und führte ihn in den ihm bereits gewonnenen Freundeskreis ein.

Am Abend vermochte die riesige Holzhalle, die kurz vorher einem Schützencongreß gedient hatte, die andrängende Menge kaum zu fassen. Victor, der Held des Tages, beobachtete von seinem Platze aus, umringt von seinen Getreuen, die immer mehr anwachsenden Volksmassen, die — erhebendes Gefühl! — nur zu dem Zwecke gekommen waren, ihn zu hören und zu sehen. Victor war wie berauscht im Bewußtsein seines Prestiges.

Unter den Herren, zum großen Theil Parlamentarier, die sich um ihn geschaart hatten, befand sich auch Graf Otto von Wildenstein, der sich darauf besonnen hatte, daß es gar nicht schaden könne, wenn er nach dem unzweifelhaften Rede-Erfolge Sommer's sich offen zur Partei des Volksliebblings schlage. Ein kluger Mann schaut in die fernste Zukunft und — warum sollte er es verschmähen, den guten Leuten zu zeigen, daß der spätere Majoratsherr von Ulmenhorst ein „Freund des Bürgerthums“ sei?

Das Gesicht des Grafen war in sehr ernste Falten gelegt, aber das kluge Augenpaar blickte so frisch und scharf um sich, daß ein sehr aufmerksamer Beobachter vielleicht erkannt hätte, daß sein tiefer Ernst, die fast melancholische Gedrücktheit, nur — Maske war.

Aber freilich, er hatte Mittheilungen so ernster Natur erhalten, daß er die bekümmerte Miene dem Decorum schuldig war. Er war mit Victor schon im Bahncoupé zusammengetroffen, und der hatte ihn, wie er sich vorgenommen, auf den bedenklichen Zustand seines Bruders aufmerksam gemacht, indem er alle die Einzelheiten aus seiner vor einer Woche stattgehabten Unterredung mit Graf Waldemar anführte.

Graf Otto horchte hoch auf bei diesen Geschichten.

„Wie, was? Spiritist? Ah — ja, das sieht ihm ähnlich! Ich wollte sagen — das erklärt jetzt Mancherlei, was mir bisher an meinem armen Bruder ein Räthsel war. Hm! Hm! Ein quälender Gedanke, sagen Sie, den er augenscheinlich nicht los werden kann?“

„Vielleicht irgend eine fixe Idee,“ erklärte Sommer, „ein bloßes Hirngespinnst. Noch glaube ich, daß der Herr

Graf den vollen Gebrauch seines unleugbar hervorragend gebildeten Geistes besitzt, aber — aber — verzeihen Sie mir — es ist meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen! — ich bin überzeugt, daß es nicht viel bedarf, um diesen Geist endgiltig aus den normalen Bahnen zu rücken. Die fortgesetzte Einsamkeit, das hartnäckige Versenken in eine,



gelinde gesagt: phantastische Wissenschaft — das Alles muß auf die Dauer fürchterliche Folgen nach sich ziehen.“

„Sehr richtig, sehr richtig,“ erwiderte der Graf; „ich habe schon seit Langem meine Bedenken über die seltsame Lebensweise meines Bruders geäußert — aber was nützt das? Er ist nicht zu befehlen.“

„Lassen Sie ihn durch Aerzte zu einer gründlichen Veränderung seiner Gewohnheiten bewegen! Vor Allem

bieten Sie Alles auf, ihn dem zu entreißen, was er seine Studien nennt. Bedenken Sie doch nur — er empfing mich anfangs in der Meinung, ich sei ein Adept seiner Wissenschaft, der seiner Einladung zu einer spiritistischen Controverse Folge leistet — wenn er sich solche Leute nicht schon wirklich von irgendwo verschrieben hat, wer gibt Ihnen Sicherheit, daß er es nicht über kurz oder lang thut? Und dann — mein Gott! wenn der Graf einem Schwärmer in die Hände fällt — oder noch ärger — vielleicht gar einem gewissenlosen Speculanten, einem Betrüger — der Schade, den er an Hab und Gut erleiden könnte, wäre noch ein geringer . . . !“

Wildenstein hatte sich starr in den Polster seines Sitzes zurückgelegt und schien entsetzt über die Perspektive.

„Ja, es muß etwas geschehen!“ sagte er dann hastig, Sommer die Hand reichend. „Ich will meine Maßregeln einleiten. Einstweilen danke ich Ihnen vom ganzen Herzen, Herr Doctor! — Um Ihre freundschaftliche Discretion in dieser ganzen delicates Affaire brauche ich Sie wohl nicht erst zu ersuchen!“

Den Gedanken an dieses Gespräch galt jetzt noch die überaus düstere Miene Wildenstein's und — vielleicht auch das hie und da aufzuckende elektrische Feuer in seinen Augen. Seine Idee, sich auf billige Weise das Wohlwollen der Leute von Ulmenhorst und Umkreis zu verschaffen, kam ihm jetzt immer trefflicher vor. Du lieber Himmel, so hatten die biederen Ein- und Anwohner doch eine prächtige Gelegenheit, ihre Sympathien auf den Rechtsnachfolger des „Einsiedlers von Ulmenhorst“ zu übertragen, wenn Letzterem vielleicht in

absehbarer Zeit das Unglück passiren sollte, von einer löblichen Landesbehörde — unter Curatel gesetzt zu werden! . . .

Victor spähte im ganzen Saale vergebens nach einem gewissen Jemand aus, den er suchte. Die Frage nach dem fehlenden „Professor“ Dellinger wäre eine ganz natürliche gewesen, aber er wagte sie nicht an Frost zu richten.

Schon bestieg der Ulmenhorster Gutsverwalter die Tribüne und eröffnete die Versammlung. Sommer mußte sich als der neue Candidat vorstellen lassen und endlich das Wort ergreifen. Unter lautloser Stille begann er sein Programm zu entwickeln. Aber die Worte wollten ihm nicht so fließend von den Lippen wie sonst. Da plötzlich hielt er inne — an dem Tisch der Freunde tauchte der graue Comödiantenkopf Dellinger's auf — und daneben schimmerte ein helles Kleid. Victor konnte den Blick nicht abwenden. Die Kunstpause drohte bedenklich lang zu werden, Frost schüttelte bereits verdunkt das Haupt — da wandte sich Martha's liebreizendes Angesicht in vollem Glanze dem Redner zu. Victor fing den ermunternden Blick auf, ein warmer Blutstrom ging ihm zum Herzen — und der Bann, der ihn gefesselt, war gebrochen. Jetzt war er wieder der Alte — oder mehr noch, denn er übertraf alle Erwartungen der Freunde, vielleicht seine eigenen Erwartungen mit inbegriffen.

Wie Sturmgebräus ging es durch den Saal, als er geendet. Alles jubelte ihm zu. Es war da kein Einziger, Freund oder Gegner, der die Wahl Dr. Sommer's nicht als gesichert betrachtet hätte. Aber Victor sah von all den auf ihn gerichteten Augenpaaren nur ein einziges. Von der Rednerbühne weg schritt er direct auf dasselbe zu.

Willenlos überließ ihm Martha diesmal ihre Hände, die er wieder an die Lippen zog.

„Ich danke Ihnen!“ flüsterte er ihr zu. „Nun werden Sie mir doch glauben, Martha — Fräulein Dellinger, wenn ich Sie — meinen Schutzgeist nenne?!“

Sie wurde blaß und sank in den nächsten Stuhl. Die Dazwischenkunft ihres Vaters, der Victor mit gewohnter geräuschvoller Ueberschwenglichkeit begrüßte, überhob sie einer Antwort, die sie ihm überdies kaum geben zu können im Stande schien.

Es war schon ziemlich spät in der Nacht, als Victor, von einem begeisterten Troß begleitet, auf dem Bahnhof erschien, den letzten Zug nach Wien zu benützen. Er hatte Frost gebeten, ihm den bereits stark benebelten Zeichenlehrer vom Leibe zu halten, und war mit Martha am Arme vorausgegangen. Auf dem Perron angelangt, zog er rasch einen Conducteur bei Seite, reichte ihm einen ausgiebigen Bathschisch und flüsterte ihm etwas zu. Dann geleitete er Martha zu einem Coupé erster Classe, ließ sie einsteigen und entschuldigte sich für einen Moment, um, wie er sagte, nach dem Verbleib des Herrn Papa zu sehen.

Wäre es nicht so dunkel gewesen, so hätte er ein eigenthümliches, spöttisch triumphirendes Lächeln auf ihren Lippen bemerken müssen, das ihn vielleicht ein wenig — stutzig gemacht haben würde . . .

Die wenigen Waggon's waren von den heute ungewöhnlich zahlreichen Passagieren bald gefüllt. Victor eilte von Coupé zu Coupé, plauderte mit Dem und Jenem, — bis das Zeichen zum Abfahren ertönte und er keinen Platz mehr fand.

„Hier — Herr Doctor!“ — „Da herein, Sommer, wir rücken zusammen!“ schrie man ihm von allen Seiten zu. Er blickte unentschieden um, da öffnete ein Conducteur rasch den Schlag eines Coupés erster Classe — und Victor sprang hinein; es war ja höchste Zeit.

Er — „sprang hinein“ — vielleicht noch in anderem Sinne, als er glaubte . . .

„Sie verzeihen, Fräulein!“ sagte er zu seiner einzigen Coupégenossin, während der Zug durch die Nacht brauste. „Ich kam schon zu spät — die Herren haben weiter rückwärts ihren Platz genommen!“

Sie erwiderte nichts und wollte ihm ihre Hände entziehen, aber er hielt sie fest und neigte sich dicht zu ihr hinüber.

„Nein, jetzt müssen Sie mir sagen, Martha, was Sie eigentlich gegen mich haben! Hassen Sie mich denn?“

Mit einem Rucke riß sie sich los und floh in die andere Fensterecke. Erschreckt blickte er ihr nach. Da sah er sie die Hände vor's Gesichtchen legen und bitterlich weinen

Als sie am Wiener Bahnhofe ausstiegen, kam ihnen schon Frost entgegen.

„Höre, Sommer, wo seid Ihr denn gesteckt? Der Herr Professor fragte wiederholt nach seiner Tochter. Es kostete mir Mühe, ihn zu beruhigen.“

Jetzt kamen die übrigen Freunde heran, in ihrer Mitte der stark consternirte Professor der Zeichenkunst. Während Martha dem heftig gesticulirenden Vater entgegenlief, zog Victor den Freund zur Seite.

„Du, wünsche mir Glück!“ sagte er sehr erhitzt, ihm lächelnd in's Gesicht blickend. „Ich habe mir da von Ulmenhorst eine neue Braut mitgebracht!“

Frost war weniger überrascht, als Victor erwartet hatte.

„Also doch!“ sagte er, ihm lachend die Hand schüttelnd. „Na, ich gratulire! Diese Martha ist ein so reizendes Geschöpf, daß man ihrethalben selbst einen Gesellen wie den alten Dellinger als Schwiegerpapa mit in den Kauf nehmen kann!“

Zu gleicher Zeit hängte sich Martha mit zärtlicher Hingebung an den Arm ihres Vaters, neigte sich grazios an sein Ohr und flüsterte ihm zu:

„Ich bin seine Braut! — Aber höre, jetzt beherrsche Dich! Deine verdammte Manier könnte noch Alles verderben! Er ist kein dummer Junge, und Dein unmäßiges Trinken hat ihm schon mißfallen!“

Sechstes Capitel.

„Es gibt Thaten, die sich keinem Menschenurtheil unterwerfen und nur den Himmel zum Schiedsmann erkennen.“

Schiller („Giesco“).

Edel hatte ihren Vater schon seit zwei Tagen nicht mehr gesehen. Er hatte sich in letzter Zeit das Frühstück immer auf sein Schlafzimmer bringen lassen, war unbemerkt vom Hause fort in sein Bureau gegangen und, statt wie gewöhnlich zum Diner heimzukommen, erst spät in der Nacht nach Hause zurückgekehrt.

Das Mädchen litt unsäglich, einen doppelten Schmerz. Sie hatte den Mann ihrer Liebe dem Vater aufgeopfert und nun sah sie dieses Opfer nutzlos gebracht, denn sie ahnte instinctiv, daß Hoheneck ein geheimnißvolles Etwas quälte, das ihr umso furchtbarer schien, je weniger sie es zu ergründen vermochte.

In der letzten Nacht hatte ihre Seelenangst sich bis in's Unerträgliche gesteigert. Nein, das konnte nicht so fortgehen! Sie mußte den Vater zu Eröffnungen veranlassen, und wenn sie das Aergste erfahren sollte. Sie wollte ihn beschwören, sich ihr rückhaltslos mitzutheilen, wenigstens einen Theil seiner verzehrenden Sorgen sie mit ertragen zu lassen. Was konnte es sein? Sie vermuthete finanzielle Calamitäten — nun, wenn es wirklich nur das war, so war sie schon zur Hälfte beruhigt. Sie hätte sich mit Freuden in die äußersten Einschränkungen gefunden, keinen Moment gezaudert, die Früchte ihrer Erziehung in einem Berufe zu verwerthen, wenn sie den theuren Vater nur von dem fürchterlichen Druck entlasten konnte, der ihn zu vernichten drohte.

Sie war wach geblieben, ihn zu erwarten. Aber Stunde um Stunde verrann und der Baron erschien nicht. Von wahnsinniger Angst gefolttert, in der nächtlichen Stille und Einsamkeit den entsetzlichsten Muthmaßungen Raum gebend, schritt sie in ihrem Zimmer auf und nieder, trat zum hundertsten Male an's Fenster, ging in den Salon hinaus und lauschte auf dem Corridor nach den sehnsüchtig erwarteten Tritten des Heimkehrenden. Umsonst! Es schlug zwei Uhr, drei Uhr — im Osten graute schon der junge Tag — und Hoheneck war noch immer nicht zurück.

Endlich, es war nicht mehr weit von Bier, hörte sie das Gitterthor vor dem Parke zuschlagen. Mit einem Seufzer der Erleichterung eilte sie an die Thür und horchte. Schweren Schrittes kam er durch den Corridor, begleitet von dem ihm leuchtenden Diener und begab sich in sein Schlafzimmer.

„Lassen Sie morgen Niemand zu mir vor, auch nicht meine Tochter!“ hörte sie ihn mit heiserer, gebrochener Stimme zu dem Diener sagen. „Nur wenn ein Herr Wolfgang Bröse vorsprechen sollte, führen Sie ihn sofort zu mir!“

Edel blieb an den Thürpfosten gelehnt, bis seine Schritte verhallt waren. Dann wartete sie noch, bis der Diener zurückkehrte, um nach dem Schlafzimmer des Vaters hinüberzugehen.

Vor der Thüre zu demselben angelangt, lauschte sie noch. Aber da drinnen war Alles todtensstill, nur ein schwacher Lichtschein drang durch das Schlüsselloch heraus.

Sie preßte die Hand an das angstvoll pochende Herz. Mein Gott, wenn — ein Unglück geschehen wäre?!

Zweimal schon streckte sie die Hand nach der Klinke aus und fand nicht den Muth, sie niederzudrücken. Aber was zauderte sie? Sie wollte ja Gewißheit haben!

Endlich drückte sie die Thüre auf und trat auf die Schwelle.

Hoheneck saß auf seinem Bette, die Hände auf die Kniee gestützt, den Kopf auf die Brust herabgesenkt. Er hatte das leise Geräusch der sich öffnenden Thüre in seinem unheimlichen Hinbrüten ganz überhört.



Edel betrachtete ihn einige Sekunden mit stummer Trauer, dann ging sie ein paar Schritte in's Zimmer hinein.

„Vater!“ sagte sie leise, aber es lag ein herzzerreisendes Weh in diesem einzigen Worte, ein zärtlicher Vorwurf und eine schmerzliche Bitte.

Wie von der Tarantel gestochen, fuhr der Baron empor und sah mit weitaufgerissenen Augen wild um sich. Edel erbebt bis in die Fußspitzen vor seinem Aussehen. Seine Wangen waren eingefallen und aschfahl; nur auf den Backen-

knochen glühte eine hektische Röthe. Sein Schnurrbart hing struppig über die blutleeren, leise vibrirenden Lippen, das spärliche, eisgraue Haupthaar war emporgesträubt, als hätten zuckende Finger darin gewühlt. Vor ihm auf dem Nachtkästchen stand der Armlencher und ein kleines Glas, das Opium enthaltend, mittels welches der Nervenranke den ihn fliehenden Schlaf herbeizurufen pflegte.

Er setzte mehrmals an, um zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm.

„Was — was thust Du hier?“ brachte er endlich rauh und hohl hervor. „Was soll Dein Aufbleiben bedeuten?“

Edel eilte auf ihn zu und erfaßte seine kalte, feuchte Hand. Und jetzt ließ sie ihr Herz ausströmen. Sie bat ihn, sich ihr mitzutheilen, beschwor ihn, den Kummer, der ihn augenscheinlich schon seit längerer Zeit bedrückte, auszuschiitten. Sie sprach so eindringlich, daß Hoheneck sie nicht abzuweisen vermochte.

„Ach, laß' mich, Kind!“ sagte er weich. „Meine Sorgen würden sich nicht verringern, wenn ich sie Dir offenbaren wollte. Wir würden nur Beide leiden.“

„Und glaubst Du, ich leide jetzt weniger, wo mich der Gram in Deinen Mienen ein unbekanntes Furchtbares ahnen läßt? Die schreckliche Wirklichkeit kann nicht grausamer sein, als die Qual des Ungewissen, die mich unablässig verfolgt. — Sprich, Vater, ich bin stärker als Du meinst! Sind es pecuniäre Mißlichkeiten, mit denen Du kämpfst?“

Der Baron senkte und machte einen Gang durch das Zimmer.

„Allerdings,“ sagte er dann gepreßt, „es dreht sich um Derartiges. Aber es ist weit schlimmer, als Du denken kannst. Kurz und gut — wir stehen vielleicht vor einer Katastrophe!“

Edel schmiegte sich an seine Brust und legte ihm die Arme um den Hals.

„Also doch! Laß' Dich das nicht anfechten, Vater, wir wollen dem Unglück muthvoll entgegensehen! Wir können nichts verlieren, das ich nicht leichten Herzens entbehren würde. Die äußerste Einschränkung will ich mit Freuden auf mich nehmen, wenn wir damit nur unsere Ruhe erkaufen. Was kann man uns nehmen? Das Haus, das bischen Luxus, das wir genießen — gut, es bleibt uns immer genug; Du bist Staatsbeamter — und ich habe genügend gelernt, um mehr zu erwerben, als ich für meine bescheidenen Bedürfnisse nöthig hätte. So mache Ordnung, wirf Alles hin — an mich brauchst Du dabei nicht zu denken!“

Hoheneck ergriff mit zitternden Händen ihr Köpfchen und drückte ihr gerührt einen Kuß auf die milchweiße Stirne.

„Gutes Kind, gutes Kind! Wer eine solche Tochter sein Eigen nennt, der ist nicht arm. Was hast Du mir schon Alles geopfert! Ja, ja, der Verzicht auf ein äußeres Wohlleben ist gering gegenüber jenem. Sieh, Du hast mich vielleicht zuweilen ungerecht gescholten, weil ich den Aussprüchen Deines Herzens entgegentrat — aber — Du würdest mir beistimmen, wenn ich Dir sagen dürfte, welche Gründe mich so zu handeln zwangen. Es genüge Dir, wenn ich Dir sage, daß es ein Gebot der Ehre war, was mich leitete.

Nun aber sei ruhig — vielleicht ist noch eine Wendung zum Besseren möglich! Jetzt ist es ja an mir — ein Opfer zu bringen. Nun liegt mein Weg klar vor mir.“

Edel wußte nicht, was in dem Ton dieser Worte lag, das ihr Herz wieder mit einem ahnungsvollen Bangen erfüllte.

„Was willst Du thun, Vater?“

„Was meine Pflicht ist,“ erwiderte er, sich rauscht von ihr losmachend. „Jetzt frage nicht weiter, ich könnte Dir nicht mehr antworten. Geh' zu Bett — entschlage Dich Deiner Sorge — gute Nacht!“

Er wandte sich ab und ging nach dem Fenster. Edel schüttelte traurig das Haupt.

„Gut, ich gehe, Vater! Willst Du mich aber morgen erfahren lassen, was Du als nothwendig beschlossen hast?“

„Morgen — ja, ja!“ sagte er hastig, ohne sich umzuwenden. „Nun gehe — gehe, Kind!“

Edel schritt zögernd der Thüre zu. Als sie auf die Schwelle trat, drehte sich Hoheneck mit einer plötzlichen Bewegung nach ihr um.

„Edel, mein Kind!“ brach es mit gedämpftem Schluchzen aus seiner Brust.

Sie flog zurück — ihm an den Hals. Er drückte sie mit leidenschaftlicher Innigkeit an sich und bedeckte ihre Lippen, Wangen und Augen mit stürmischen Küffen. Dann löste er ihre Hände von seinem Nacken und bedeutete ihr mit hastiger Geberde, sich zu entfernen.

„Gute Nacht — gute Nacht! Schlaf' wohl!“

Als die Thür hinter ihr zugefallen war, ging der

Baron mit großen Schritten auf und nieder. Seine Lippen bebten in nervöser Erregung, dicke Schweißtropfen standen ihm auf der Stirne. Er wälzte einen schweren Gedanken im fiebernden Hirn.

„Ja, so sei's!“ kam es keuchend aus seiner Brust; er nickte mehrmals sehr energisch, als wolle er einen großen Entschluß vor sich selbst bekräftigen. „Daß ich überhaupt nur eine Minute nach einem anderen Ausweg suchte! Daß mich erst ihre Gegenwart, ihr unschuldigcs Auge daran mahnen mußte, was mir allein zu thun erübrigt! Nein, Edel, mein theures Weib, Du sollst Dein Kind nicht entehrt sehen! Ihr starker Geist wird vor der Armuth nicht zurückschrecken — sie wird vielleicht sogar den Mann ihrer Liebe zurückgewinnen — noch ist ja unsere Ehre zu retten!“

Er griff in seine Brusttasche und holte daraus ein zusammengefaltetes Papier hervor. Er schlug es auseinander. Es war die Copie oder vielmehr die Entzifferung eines geheimen Actenstückes, einer diplomatischen Note an das englische Ministerium. Er riß es in der Mitte durch, drehte die beiden Stücke zu einem Fidibus zusammen und entzündete sie an den Flammen der Wachskerzen. Als der letzte Rest davon in der kupfernen Aschenschale auf dem Nachttische verkohlt war, seufzte er erleichtert auf. Er ging an's geöffnete Fenster und athmete die würzige Luft des Sommertages ein, der klar und golden im Osten emporstieg.

Nach einer Weile wandte er sich wieder zurück, löschte die Kerzen aus und ging leise in sein Arbeitszimmer hinaus. Er schloß sein Schreibpult auf und griff nach Papier und Feder. Hastig warf er Zeile um Zeile auf einen Brief-

bogen, dann steckte er das Schreiben in ein Couvert und schrieb die Adresse darauf: „An Herrn Wolfgang Bröse, k. k. Ministerialbeamter. — Zu eigenen Händen!“

Er ließ den Brief auf der Schreibtischplatte liegen, stand auf und begab sich in's Schlafzimmer zurück, dessen Thüre er hinter sich verschloß. Er zog die Fenstervorhänge zu, daß wieder ein Halbdunkel in dem Gemache herrschte. Dann griff er nach dem Glase mit dem nach der gewohnten Regel gemischten Schlaftrunk und leerte es auf einen Zug. Aber heute mochte er von dem Betäubungsmittel wohl nicht die gewöhnliche Wirkung erwarten, denn er öffnete einen kleinen Wandschrank, nahm daraus eine dunkle Phiole, die sein Opiat enthielt, und goß davon in das Glas, ohne, wie sonst, die Tropfen zu zählen. Mit großer Sorgfalt stellte er das Fläschchen wieder an den alten Ort, drückte den Schrank zu und griff nach der Wassercaraffe, füllte das Trinkglas bis an den Rand und stürzte es abermals mit einem Zuge hinunter.

Dann streifte er seine Kleider ab, legte sie mit pedantischer Accurateesse zusammen auf den Stuhl und begab sich zu Bette. — — — — —

Victor Sommer erwachte mit einem eigenthümlich unbehaglichen Gefühl. Eine bleierne Abspannung, die Reaction nach der Aufregung seiner gestrigen Candidatenrede in Almenhorst, lag ihm in den Gliedern. Sein erster Gedanke galt merkwürdigerweise nicht der reizenden Martha — seiner „neuen Braut“! — sondern dem Zeichenlehrer Dellinger und der Bemerkung, die Frost an ihn geknüpft hatte, man könne diesen Gesellen allenfalls seiner Tochter wegen mit

in den Kauf nehmen. Victor war dieser Familienzuwachs nichts weniger als angenehm. Ihm kam die ganze Brautwerbung überhaupt heute ein bißchen überhasstet vor; nicht etwa, daß Martha's Bild in der Ferne an Macht über ihn verloren hätte; aber es erschien ihm jetzt doch fast pietätlos gegenüber der Trauer, die er trotz seiner Erbitterung über den Verlust Edel's empfand, daß er sich so rasch hatte trösten lassen. Freilich, der Reiz der Lehrerstochter hatte ihn mit einer Unmittelbarkeit und einer Intensität fascinirt, über die er selbst erstaunen mußte. Er hätte das früher nie für möglich gehalten.

Noch unangenehmer war der nächste Gedanke: wie würden die Brüder seinen neuesten Entschluß, die vollzogene Thatsache seiner Verlobung mit Martha Dellinger auffassen? Vorwürfe brauchte er nicht zu erwarten — o, sie wären ihm vielleicht willkommen gewesen; er hätte dann mit Energie auf die Freiheit seiner Entschliefungen pochen können, aber er fürchtete — ein spöttisches Lächeln, das ironische Achselzucken Alexanders über seinen Wankelmuth.

Er gab dem anfänglichen Vorsatz, die bedeutame Wendung den Verwandten sofort mitzutheilen, einstweilen auf. Und um den vorläufigen Erkundigungen nach dem Resultat seines gestrigen politischen Debuts auszuweichen, schlich er sich aus dem Hause und machte einen langen Spaziergang über Berg und Thal, dem Bedürfniß nach innerer Sammlung nachgebend.

Als er auf die Straße trat, sah er eben, wie sich da drüben das Parkthor des Barons einem Besucher öffnete.

Es war ein nicht allzu elegant gekleideter Mann in mittleren Jahren mit einem glattrasirten Gesichte.

„Der Herr Baron Sectionsrath zu Hause?“ fragte er mit sehr viel Respect den ihm öffnenden Diener.

„Zu Hause wohl,“ entgegnete der Alte, den Unbekannten mit einem nicht gerade schmeichelhaften Blicke messend. „Er hat indessen Befehl gegeben, Niemand vorzulassen — das heißt, wenn Sie nicht vielleicht —“

„Doch, doch,“ unterbrach ihn der Andere mit einem verschmitzten Lächeln, das nicht ganz zu dem unterthänigen Tone passen wollte, mit welchem er von dem Baron sprach; „ich glaube, für mich wird Ihr Gebieter wohl zu sprechen sein. Melden Sie dem verehrten Herrn Baron meinen Namen: Bröse — Wolfgang Bröse!“

„So, so! Herr von Hoheneck befahl, einen Herrn dieses Namens ihm ungesäumt zuzuführen. Bitte, wollen Sie sich indessen in den Salon begeben — ich werde den Herrn Baron wecken, denn er schläft noch, da er erst heute Früh zur Ruhe gegangen ist!“

„Was Sie sagen!“ bemerkte Bröse leichtthin, während er voran dem Hause zuschritt. „Aber machen Sie keine Umstände! Führen Sie mich gleich nach dem Arbeitszimmer des Herrn Sectionsrathes — der Freiherr hat wichtige Geschäfte — Amtsgeschäfte mit mir abzuwickeln, und es würde ihm wohl erwünscht sein, jeden unnöthigen Aufschub zu vermeiden. Also ohne Zaudern. — Bitte, wecken Sie den Herrn Baron!“

Der Diener führte Bröse denn auch wirklich nach dem Arbeitszimmer Hoheneck's. Während er dann durch das

anstoßende Ankleidecabinet zur Schlafzimmertür ging, wandelte der Beamte bedächtig auf dem Teppich hin und her. Seine Miene trug den Ausdruck einer Spannung, die er vergeblich zu verbergen suchte.

„Nun?“ fragte er hastig den Diener, der jetzt mit einem Achselzucken zurückkam.

„Ich weiß nicht — der Herr Baron haben heute einen ausnahmsweise festen Schlummer — ich habe ein paar Mal vergeblich gepocht — die Thüre bleibt verschlossen und der Herr Baron scheinen mich nicht zu hören. Ich kann es nicht wagen, ihn mit Gewalt aus dem ohnehin so oft entbehrten Schlaf aufzustören. Ginge es nicht an, daß der Herr vielleicht ein paar Stunden später wieder vorspräche?“

Bröse nagte unschlüssig an seiner Unterlippe. Diese Verzögerung paßte seiner heimlichen Ungeduld durchaus nicht in den Kram.

„Hm! Aber es ist dringend — und der Herr Sectionsrath hat mich doch auf die allerfrüheste Stunde bestellt . . .!“

Er ging kopfschüttelnd hin und her. In dem Momente kam er an dem Schreibtische vorbei und sah den Brief, der auf dem grünen Tuche lag.

„Ach! Das ist ja an mich! Hm, hm! Da werden wir ja gleich erfahren — vielleicht hat der Herr Baron seine Dispositionen geändert — und mir einfach die Geschäftsstücke hinterlassen, die ich zu holen gekommen bin.“

Seine Hand bebte vor Aufregung, als er das Couvert aufriß und das in flüchtigen, langgezogenen Zeilen hingeworfene Schreiben entfaltete.

Es war gut, daß Bröse das Gesicht weggewandt hatte,

sonst müßte dem Diener die verzerrte Miene des Lesers aufgefallen sein, in der sich zugleich starre Ueberraschung, Enttäuschung und leidenschaftliche Wuth aussprachen.

Bröse ließ das Schreiben sinken und blickte eine Weile aus dem Fenster, um seine Erregung zu bezwingen. Als er sich dann nach dem ihn fragend ansehenden Diener umwandte, hatte er seine volle Ruhe wiedergewonnen. Aber jetzt war keine Spur von Demuth mehr in seiner Haltung; sein Ton klang sehr arrogant, jede Bewegung drückte wegwerfende Gleichgiltigkeit aus.

„Der Baron hat mir das schriftlich hinterlassen, was er mir sagen wollte. Es ist Alles in Ordnung. Lassen Sie ihn ruhig — weiterträumen!“

„Soll ich dem gnädigen Herrn vielleicht noch etwas ausrichten?“ fragte der pflichteifrige Diener. „Oder hätten Sie etwa dem gnädigen Fräulein ein Wort an den Herrn Vater zu hinterlassen? Die Baronesse ist schon auf.“

„Nein, nein!“ sagte Bröse rasch und biß sich auf die Lippe. „Ich habe dem Freiherrn — nichts mehr zu sagen. Sie brauchen die Baronesse nicht zu incommodiren. Es ist gut. — Adieu!“

Er griff nach seinem Hute und ging mit zurückgeworfenem Haupte hinaus, aber aus seiner Eile war nicht zu verkennen, daß es ihn drängte, zum Hause hinauszukommen. Auf dem Corridor und im Flur blickte er sich ein paar Mal schein um, als besorge er, Jemanden zu treffen.

„Sorgen Sie, daß der Baron von Niemand gestört werde — auch nicht von seiner Tochter,“ sagte er, als er

schon den Vorgarten durchschritt. „Sie meinten ja selbst — er hätte seine Ruhe sehr nöthig!“

Der Diener nickte verduzt; seltsam, fast mit denselben Worten hatte sich ja heute Morgen der Baron bei seiner Nachhausekunft jede Störung verbeten

Es war schon gegen Mittag, als Victor den Rückweg nach der Trutzvillle antrat.

Mechanisch dahin schreitend, schenkte er seiner Umgebung keine Aufmerksamkeit. Erst unweit von seinem Ziele fiel ihm eine dichte Menschengruppe auf, die sich vor dem Parkgitter des Hoheneck'schen Grundstückes angesammelt hatte. Die Leute zischelten untereinander und deuteten wiederholt nach dem Hause des Barons. Immer neue traten herzu und wurden über ein hier zu Grunde liegendes Ereigniß aufgeklärt.

Was war da geschehen?

Victor widerstrebte es, sich unter die Neugierigen zu mischen und Nachfrage zu halten. Er wollte schon nach der Trutzvilla hinüber, da sah er den ihm bekannten Gemeindevarzt aus dem Gitterthore des Nachbargrundstückes treten. Der Mediciner wurde umringt, von allen Seiten mit Fragen bestürmt, aber er zuckte die Achseln und bahnte sich rücksichtslos seinen Weg durch die Menge. Victor kam ihm mit ein paar Schritten entgegen und begrüßte ihn.

„Sie kommen vom Baron Hoheneck, Herr Doctor? Was gibt's im Hause?“

Der Arzt rückte die Brille und machte eine bedauernde Geberde.

„Nichts mehr zu machen; er ist todt!“

„Wer, der Baron?“ schrie Victor beinahe. Ein kalter, lähmender Schreck fuhr ihm durch den Körper.

Der Arzt nickte, sah sich nach den Neugierigen um, die nicht übel Lust zu haben schienen, mit neuen Interpellationen an ihn heranzutreten, und winkte dann Sommer, mit ihm außer Gehörweite der Menge zu gehen.

„Ja, der Freiherr ist todt!“ sagte er im Dahinschreiten. „Ich dachte, Sie wären auf eine schlimme Nachricht schon vorbereitet?“

„Ich komme eben von einem Spaziergang zurück; ich hatte nicht die geringste Ahnung. Aber, um Gottes willen, wie ist das nur so plötzlich gekommen? War der Baron krank? Ich wußte kein Wort davon!“

„Vor einer halben Stunde kam der Diener zu mir. Der gute alte Burjche war ganz verstört. Stotternd erzählte er mir, der Baron habe heute ungewöhnlich lange — geschlafen, die Baronesse, seine Tochter, sei sehr beunruhigt worden, habe an die Thür seines Schlafzimmers gepocht und, da sie den leichten Schlummer des Vaters kenne, durch die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen sogleich den ärgsten Besorgnissen Raum gegeben. Man holte einen Schlosser und ließ die Thüre sprengen. Hoheneck lag anscheinend bewußtlos auf seinem Bette. — Ich eilte hin . . . Nun — es bedurfte keiner besonderen Untersuchung, um zu constatiren, daß da alle Hilfe vergeblich sei. Die Leiche war bereits kalt und starr.“

Victor war kreidebleich; seine Zähne schlugen wie im Fieberfroste aneinander.

„Gott, Gott!“ stammelte er. „Todt also — wirklich

todt! — Und — was stellten Sie als die Todesursache fest, Doctor?“

Der Arzt räusperte sich ein wenig und fingerte wieder an dem Draht seiner Brille.

„Morphiumvergiftung. — Sie wissen vielleicht, Hoheneck litt in hohem Grade an den Nerven. Er scheint aus Unachtsamkeit eine ungewöhnlich starke Dosis seines Schlafmittels genommen zu haben. — Die Obduction wird es bestätigen!“

„Entsetzlich, entsetzlich!“ murmelte Victor, wie betäubt von der Plöblichkeit dieses traurigen Ereignisses, vor sich hin.

Arme Edel! war sein nächster Gedanke. Er sah sie im Geiste über die Leiche des Vaters hingeworfen, grenzenloser Verzweiflung zum Raube. Das bedauernswerthe Mädchen! Nun stand sie ja verwaist, hatte Niemanden, der ihr Schutz bot. Und Victor hatte erst dieser Tage von Alexander gehört, daß Hoheneck vor einer finanziellen Katastrophe stehe

Einen Augenblick fühlte Victor den mächtigen Drang in sich, in die Villa Hoheneck hinüberzustürzen und — ja, was dann? Konnte er der Schmerzgebeugten Trost bieten? Mußte sein Anblick nicht noch beitragen, ihr das Elend recht fühlbar zu machen? — Ach! Das heiße, innige Mitleid, das jetzt sein Herz erfüllte, wischte all den Groll der letzten Zeit hinweg; kleinlich und lächerlich erschien ihm mit einem Male das unselige Zerwürfniß. Jetzt wäre es seine Pflicht gewesen, Edel an seine Brust zu schließen, ihr durch den Schutz seiner treuen männlichen Liebe die Hoffnung auf ein Heim im Hause des — Gatten zu eröffnen. — Und nun

durfte er ihr nicht unter die Augen treten. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als ihr in der Ferne eine unfruchtbare Theilnahme zu widmen und sie — ihrer Verzweiflung zu überlassen.

Am späten Nachmittage fuhr Graf Otto Wildenstein in vollster Carrière vor das Haus in der Vorstadt Mariahilf, wo der Conceptsbeamte des Kriegsministeriums, Herr Wolfgang Bröse, ein bescheidenes Quartier in Astermiethen bewohnte.

Bröse empfing den Aristokraten in keineswegs unterwürfiger Manier. Er zeigte auch nicht das geringste Erstaunen über die Aufregung, mit der der Besucher bei ihm eintrat.

Wildenstein ließ sich in den Stuhl fallen, den ihm Bröse mit einer unverschämten wohlwollenden Geberde anbot, und trocknete sich den Schweiß auf der Stirne.

„Sie kommen von Hiezing, Herr Graf!“ kam der Beamte seinen Eröffnungen zuvor. „Es ist wahr — mein Sectionsrath hat das Zeitliche gesegnet?“

„Sie wissen schon?“ rief Wildenstein perplex. Das geheimnißvolle Lächeln des Andern setzte ihn in Erstaunen. „Hohenec hat sich ungeschickter Weise mit Morphinum vergiftet.“

Bröse nickte mehrere Male gelassen, als höre er etwas längst Bekanntes.

„Ich dachte es mir gleich! Ja, ja — so eine Nachlässigkeit kann verhängnißvoll werden, wenn man mit Giften hantirt!“

„Was wollen Sie mit diesem eigenthümlichen Tone

sagen? — Und ich denke, dieser plötzliche Todesfall müßte Sie, gleich mir, auf's Aeußerste alteriren? Unsere Pläne, unsere Abmachungen — und gerade jetzt — in letzter Stunde vor dem Zustandekommen der ganzen —“



„Es ist allerdings fatal,“ unterbrach Bröse mit einem ärgerlichen Achselzucken. „Aber vielleicht — läßt sich doch noch ein befriedigender Modus finden. Hoheneck war ein Narr — ein ausgemachter Narr — sein Tod wird doch nicht den von ihm erwarteten Erfolg haben.“

„Ein von ihm erwarteter — wie, Sie wollen doch nicht sagen, daß dieser Zwischenfall —?“

„Hier, Herr Graf! Dieses Billet hinterließ er mir, als ich heute Früh bei ihm draußen vorsprach, um den gewissen Act in Empfang zu nehmen, wie er mir gestern endlich zugesagt. Sie werden sofort begreifen.“

Er reichte dem Grafen den Brief. Wildenstein überflog ihn, schüttelte den Kopf und las das ganze Schreiben nochmals durch. Es trug keine weitere Aufschrift.

„Ich habe meinen Entschluß geändert. Zur Zeit, wo sich diese Zeilen in Ihren Händen befinden, stehe ich bereits vor meinem Richter. Durch die Auslieferung der ersten Papiere habe ich zwar schon verbrecherischen Verrath an meinem Vaterlande begangen, aber ich will mein Vergehen jetzt wenigstens dadurch mildern, daß ich mich all der materiellen Vortheile begeben, die sich daran und an eine Fortsetzung dieses ruchlosen Actendiebstahles geknüpft hätten. Mag jetzt geschehen, was da wolle! Ich weiß, daß Sie allein den Gewinn haben werden, daß mein Tod Ihnen sogar Gelegenheit geben wird, Alles auf mich zu wälzen. Da ich das Geschehene doch nicht mehr ungeschehen machen kann, will ich mir auch die Rache versagen, Sie vor dem Minister zu entlarven. So können Sie sich einfach suspendiren lassen und sich Ihres Judaslohnes freuen. Ich hoffe dadurch wenigstens erreicht zu haben, daß man an höherer Stelle die ganze Sache als etwas Unabänderliches niederschlagen und aus politischen Interessen todtschweigen wird, wenn sich kein Anlaß findet, nach Mitschuldigen zu fahnden. Ich wünsche es um meiner Tochter willen, die nie erfahren

soll, daß, und aus welchen Ursachen ihr unglücklicher Vater zum Selbstmörder geworden. Irregeleitete Sorge um das materielle Wohl meines Kindes war es ja allein, was mich zum Verbrecher werden ließ; nun ist es die Erkenntniß, daß ich von einer falschen Voraussetzung ausgegangen, was mich den einzigen, freilich noch genug grausamen Ausweg ergreifen läßt. Sie selbst sind durch den bequemen Rückzug, den ich Ihnen offen lassen muß, gezwungen, meine Tochter in der glücklichen Ahnungslosigkeit zu belassen, die ihr ihre nunmehrige Armuth erträglicher machen wird, als die Schmach, in welcher sie sonst ein Wohlleben hätte genießen müssen. Und so lange sie vor der Welt und ihrem eigenen Gewissen rein dazustehen vermag, hat sie vielleicht auch noch Anwartschaft auf ein Glück, dem ich hindernd im Wege stehen mußte. — So sei's gethan! Gideon Hohened.

„Ach, verdammt!“ zischte Wildenstein zwischen den aufeinandergebissenen Zähnen hervor. „Mit dieser Möglichkeit hatten wir nicht gerechnet. Nun sitzen wir im halben Wege auf dem Trocknen. Und wir hätten die englische Note so dringend gebraucht!“

„Nun, beruhigen Sie sich, Herr Graf!“ lächelte Bröse. „Uns bleibt doch der Gewinnantheil, auf welchen der närrische Freiherr verzichtete. Das Grundstück wird seine Wechsel allenfalls decken. Und ist es nicht ganz ausgezeichnet, daß die Sache, die doch gefährlichen Staub aufgewirbelt hätte, jetzt so gemüthlich beigelegt ist? Morgen reiche ich meine Entlassung im Ministerium ein. Man kann mir nichts als Nachlässigkeit vorwerfen.“

„Und Ihre Provision läßt Sie allenfalls den Beamten-

gehalten verschmerzen," lachte Wildenstein gezwungen. „Es ist ja wahr, die Kenntniß von der ersten Note hat uns einen ganz hübschen Dienst geleistet, aber — nein, es ist zu schändlich! — was ist uns da für eine brillante Speculation entgangen! Hoheneck hätte Hunderttausende mit verdienen können!“

„Sage ich's denn nicht? Er ist ein Narr, ein lächerlicher, abgeschmackter Narr! Was hat er davon? Und seine Tochter? — Sie könnte mir wirklich Leid thun! Hoheneck spielt in dem Schlußsaze seines Schreibens jedenfalls auf den Bräutigam an, der sich nun neuerdings um sie bewerben könnte. Aber Sie sagen ja, er hat sich schon anderwärts engagirt! Hm! Na ja — der arme Baron hatte nun einmal abscheuliches Pech! — Und was gedenken Sie mit der Baronesse zu thun, wenn — nun, wenn die — unbekanntem Gläubiger die Hand auf Haus und Grundstück legen?“

„Ich werde der Baronesse eine Zuflucht in meinem Hause anbieten,“ erwiderte Wildenstein mit würdevollem Ernst. „Meine Frau wird sich glücklich schätzen, eine Freundin und Gesellschafterin um sich zu haben.“

„Bravo!“ lachte Bröse. „Und Sie stehen als väterlicher Freund in voller Erhabenheit da. Und wer eigentlich hinter gewissen Wechselgläubigern steckt, das weiß ja die kleine Baronesse ebensowenig — wie der närrische Baron es wußte!“

Wildenstein strich seinen Hut glatt und stand auf.

„Wissen Sie, wenn man die Henne nicht haben kann, muß man sich mit dem Ei begnügen. Ich werde doch dafür Sorge tragen, daß unsere Actien eine fette Dividende abwerfen!“

Er sprach ganz geschäftsmäßig, reichte Bröse flüchtig die Hand und verabschiedete sich.

Siebentes Capitel.

Der unverlegte Hirsch, der lacht,
Wo der getroff'ne fällt;
Der Eine schläft, der Andre wacht,
Das ist der Lauf der Welt!

Shakespeare. („Hamlet.“)

Anfangs Juli vollzog sich endlich die Reichsrathswahl in Ulmenhorst. Wie es von Freund und Feind vorausgesehen worden war, so geschah es: Dr. Victor Sommer ging mit überwältigender Majorität aus der Wahlurne hervor.

Victor nahm dieses Resultat als etwas ganz Selbstverständliches entgegen. Wie ein Feldherr war er am Tage der übrigens ziemlich leidenschaftslos verlaufenden Wahlschlacht auf den Plan getreten, ließ sich huldigen und hielt seine Dankrede.

Aber es war nicht die Siegeszuversicht allein, die ihn von vorneherein gegen den Wahlkampf gleichgiltig machte. Sein leidenschaftliches, sanguinisches Temperament war in der letzten Zeit überhaupt etwas abgekühlt worden. Das mußte auch Martha Dellinger, seine Braut, erfahren. Victor zeigte sich ihr gegenüber sehr zuvorkommend, er war täglich darauf bedacht, ihr Freude zu machen, seine Zärtlichkeit war innig, fast ehrerbietig — aber das stürmische Feuer, die wilde Gluth, mit der er um sie geworden hatte, kam nicht mehr zum Ausdruck. Freilich, er hatte sie ja nicht mehr zu erobern, die Zukunft schien ihm gesichert — aber Martha fühlte auch, daß ihr künftiger Gatte sich nicht so leicht lenken lassen werde, als sie zu Anfang erwarten konnte. Nur in den Ursachen, die sein ganzes jetziges Gehaben bewirkt hatten,

irrte sie. Was sie sich darunter dachte, das kam zum Ausdruck in den wiederholten Mahnungen, die sie an den Vater richtete:

„Ich sage Dir, beherrsche Dich, beherrsche Dich! — Victor beobachtet schärfer, als ich dachte. Wenn sein Idealismus einmal zum Mißtrauen verleitet wird — er wäre am Ende imstande, noch in der letzten Stunde zurückzutreten. Du hast ebensoviel Grund wie ich, an der Heirat festzuhalten. Du erwartest ja selbst, im nächsten Semester Deines Postens enthoben zu werden. Also ich bitte Dich, sei vernünftig! Oder wehe Dir und mir!“

Es war zwischen den Brautleuten festgesetzt worden, daß die Hochzeit gleich nach Victor's Wahl stattfinden sollte.

Es gewährte ihm wirkliche Freude, als sie zusammen in der Stadt herumfahren, die Hochzeitseinkäufe zu machen. Martha sah entzückend aus in ihrer geschmackvollen hellen Sommertoilette, das duftige Spitzen-Capothütchen auf den aschblonden Locken, die schlanke, graziose Gestalt in die Ecke der seidengepolsterten Equipage gelehnt, mit fröhlichem Lächeln auf die Spaziergänger herabblickend, an denen das elegante offene Fahrzeug vorüberfauste. Sie schien geboren für den Luxus, mit welchem sie ihr künftiger Gatte umgeben wollte. Und Victor empfand ein seliges Behagen, dem schönen Mädchen, das in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen war, die Annehmlichkeiten, welche der Reichthum gewährt, zu Füßen legen zu können. Er führte sie zu den ersten Juwelieren der Residenz, um sie mit Kostbarkeiten zu schmücken, wie sie deren kaum je erträumt haben konnte. Dann fuhr man zu einer französischen Schneiderin, die die Spitzen der

Aristokratie zu ihrer Kundschaft zählte. Und es machte ihn sehr stolz, daß die Kleiderkünstlerin den herrlichen Wuchs Martha's bewunderte und es für ein Kinderspiel erklärte, einer solchen Figur passende Toiletten zu machen. Es wurden Stoffe und Muster gewählt, die eine Prinzenbraut hätten in Entzücken versetzen müssen.

Und dann ging's in ein anderes renommirtes Etablissement zur Bestellung der Möbel. Ach, es war zu reizend. Martha's schöne Augen leuchteten, als sie zwischen den hier aufgestellten Herrlichkeiten wählen durfte. Und sie that es, wie bisher überall, mit einem distinguirten Geschmack. Sie war durchaus nicht scheu; man hätte aus ihrer Sicherheit nimmermehr entnehmen können, daß sie ihr bisheriges Leben in Räumen zugebracht hatte, deren Möbel mehr als arm-selig waren gegenüber der geringsten Arbeit, die hier in dieser renommirten Fabrik zu finden war.

Und so ging es zwei Tage fort, vom ersten Wäsche-geschäft zur Hofmodistin, von Laden zu Laden. Martha schien nichts weniger als ermüdet durch diese Rundfahrten, und Victor folgte ihr gerne. Ihm war es ein Entzücken, das holde Mädchen immer und immer wieder zu beschenken . . .

Ueber die künftige Wohnung war man noch nicht ganz einig geworden. Alexander, der die Wahl des Bruders durchaus nicht, wie derselbe gefürchtet, bespöttelt hatte, machte den Vorschlag, Victor solle das zweite Stockwerk der Trugvilla bewohnen und zeigte sich überhaupt überaus zu-vorkommend. Victor wäre es auch lieber gewesen, in dem schönen, idyllischen und doch der Stadt so nahen Hiezing zu wohnen, statt im Dunstkreis der lärmenden Residenz,

aber andererseits bemerkte er die sauer süße Miene, mit der Frau Margarethe sich über die künftige Schwägerin — ausschwie, und auch der stetige Verkehr mit dem verbitterten, sarkastischen Krüppel Magnus versprach für die Zukunft nichts besonders Angenehmes. Da bot sich Victor ein unvermutheter Ausweg.

Drei Wochen nach dem Begräbniß des Barons sollte in dem von ihm bewohnten Hause eine große Auction stattfinden. Haus und Grund, Möbel, Wagen, Pferde, kurz das ganze Inventar des Verstorbenen sollte versteigert werden, um die Forderungen seiner Gläubiger zu decken.

Victor erfuhr erst von Alexander, wie mißlich es mit dem Freiherrn gestanden hatte. Ein schmerzliches Bedauern für Edel ergriff ihn bei dieser Nachricht. Er vernahm, daß sie in das Haus ihrer Freundin, der Gräfin Hildegard von Wildenstein, gezogen sei und dort beste Aufnahme gefunden habe. Nun, so war sie denn wenigstens vor unmittelbarer Sorge bewahrt!

Victor war am Tage des Begräbnißes von Morgen bis Abend von Hiezing ferngeblieben; er hätte es nicht ertragen können, die trauernde Tochter hinter dem Sarge zu sehen. Er kam sich jetzt Edel gegenüber überhaupt wie ein Schuldbewußter vor. Er vermied es, wenn er, was überdies nicht sehr häufig geschah, zu Hause war, aus dem Fenster zu sehen, aus Furcht, Edel erblicken zu müssen. Und wenn er die Straße betrat, eilte er in großem Bogen an dem gegenüberliegenden Grundstücke vorbei. Er athmete fast erleichtert auf, als Edel die alte Heimstätte verließ und in die Stadt zog.

Erst als er sie ferne wußte, gewann er seine Ruhe zurück. Jetzt erschien ihm die Aengstlichkeit, mit der er ihr ausgewichen war, beinahe lächerlich. Was hatte er sich denn eigentlich vorzuwerfen? War er denn Schuld an dem Zusammenbruch ihres Hauses? Und seine Verlobung mit Martha Dellinger? Edel hatte sie gewiß mit einem geringschätzigen Lächeln vernommen. Was galt ihr noch Victor, der Gegenstand einer Herzensverirrung, wie sie nun einmal als Episode in jedem Mädchenleben auftritt! Und was hatte er mehr nach ihr zu fragen? Sein Platz war nun an der Seite der schönen Braut, die ihn und seinen Beruf voll verstand, die sich dankbar an ihn schmiegen würde, die mit ihrem heiteren, verklärenden Temperamente ihm „die Stirne streicheln würde, wenn ihn die Dornen seines Berufes stächen,“ wie Philipp Frost so treffend bemerkt hatte. Nein, es war Alles gut so! Edel war ihm nichts mehr als höchstens — eine wehmüthige Erinnerung. Nicht ihr selbst, sondern nur der Liebe, die er ihr einst gewidmet hatte, konnte seine Pietät gelten. So mußte sein Brautverhältniß sie ebensowenig berühren, als es ihn alterirt hätte, wenn sie heute oder morgen die Bewerbung eines Mannes — gewiß nur aus der „exclusiven Gesellschaft“ — annahm.

Aber Eines durfte er wohl thun; nach Kräften dazu beitragen, daß der Erlös aus dem Erbe des Vaters einen möglichst großen Ueberschuß über die Schulden ergab, der ihr als letzter Rest des Familienvermögens verbleiben konnte.

Die Auktion fand nicht viele Theilnehmer. Die Gläubiger des Barons schienen ihre Aufträge an ein paar Agenten übertragen zu haben, die da fast allein mitboten — als

die berühmtesten Auktionshändlern. Die Chancen, der Baroness einen Ueberschuß aus dem Erlöse der Concursmasse zu verschaffen, standen sehr niedrig. Wagen, Pferde und Mobilien gingen zu wahren Schandpreisen weg. Die im Einverständnis handelnden Abnehmer spielten sich so geschickt in die Hände, daß das Meiste sogar unter dem Schätzungspreise abgelassen werden mußte.

Unter dem anwesenden Publicum befanden sich zwei Herren, die sich bisher noch an keinem Anbot betheiligt hatten; es waren dies der Bankier Alexander Sommer und ein unbekannter, älterer Mann.

Zum Schluß ging es an die Versteigerung von Haus und Gartengrundstück. Der Notar rief den Schätzungspreis aus. Die Agenten schwiegen und sahen auf den Bankier; sie schienen merkwürdigerweise zu wissen, daß jetzt für diesen die Zeit gekommen sei, und ihm das Terrain ohne Kampf überlassen zu wollen.

Sommer rief ein Angebot, das kaum den vierten Theil des gerichtlichen Schätzungswertes erreichte. Der Auctionator stutzte und schüttelte mißbilligend das Haupt; im Zimmer herrschte erwartungsvolle Stille.

Da trat der bisher schweigend in einer Fensterlnische gestandene Unbekannte vor und erklärte, den Schätzungspreis zu geben. Allgemeine Sensation.

„Ach!“ rief der Sollicitator erleichtert. „Also — zum ersten Male, zum —“

Der Bankier, der sich jetzt von seinem wüthenden Erstaunen über die unerwartete Intervention erholt, rief rasch ein höheres Anbot.

„Tausend Gulden mehr!“ warf der Fremde dazwischen, ehe noch der Sollicitator ausrufen konnte.

Sommer warf dem „Frecken“, der ihm da in die Quere kam, einen giftigen Blick zu und überbot ihn abermals um fünfhundert Gulden.

„Noch tausend Gulden!“ war die prompte Erwiderung.

Die Uebrigen steckten zischelnd die Köpfe zusammen. Der Bankier erblaßte vor Grimm. Mit starker Stimme überbot er den Concurrenten zum dritten Male. Er war entschlossen, nicht zu weichen. Er hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt, das Besizthum des feindlichen Nachbars an sich zu reißen — selbst wenn er damit ein Opfer bringen mußte.

„Tausend Gulden mehr!“ war die stereotype Entgegnung des Widersachers.

Sommer gerieth in Ekstase, erhöhte nochmals sein Angebot — dann wieder und wieder — vergeblich, der vollkommen ruhig bleibende Concurrent ließ nicht nach, ihn jedesmal mit einem Tausender zu übertrumpfen.

„Das ist ein Freund der Familie!“ flüsterte man sich zu. „Oder augenscheinlich ein mit plein pouvoir ausgestatteter Vertreter, der jeden Preis bieten darf!“

Man rieth dem Bankier, zurückzutreten, denn sein hartnäckiger Wettbewerber könne ihn vielleicht im Interesse der Erbin bis auf's Aeußerste schrauben und dann stecken lassen. Der thatfächliche Werth des Besizthums war längst schon überschritten.

„Zum ersten Male!“ rief der Sollicitator monoton, seinen Hammer auffallen lassend; „zum zweiten Male und zum —“

„Dreißigtausend!“ schrie Sommer dazwischen, den Nivalen um ein Gewaltiges überbietend. Er wollte ihn mit Einem Streiche zurückwerfen.

„Tausend Gulden mehr!“ rief der, ohne seine Miene zu verändern.

Der Bankier knirschte mit den Zähnen.

„Fünfunddreißig — mein letztes Wort!“ donnerte er gegen den Auctionstisch.

„Sechsenddreißigtausend!“

„Achtunddreißig“ — stöhnte Sommer, nach Athem ringend.

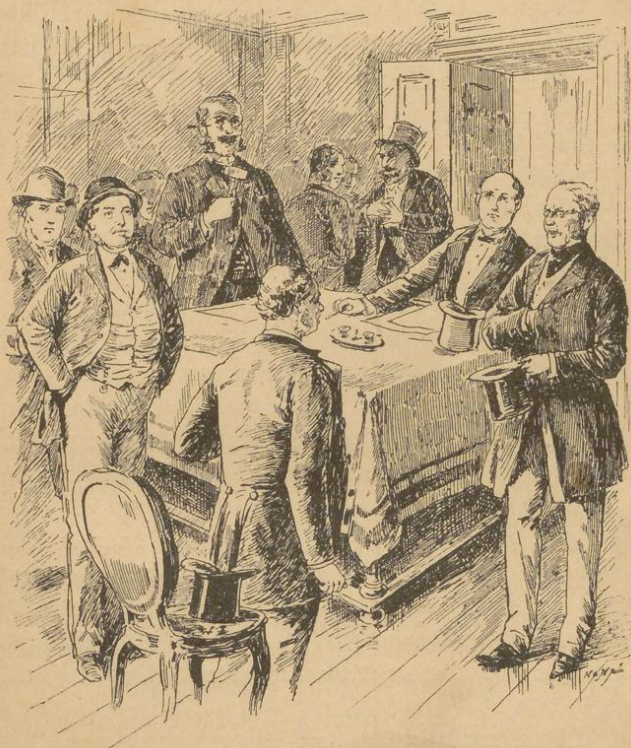
„Vierzigtausend!“ scholl es ihm entgegen.

Einige Secunden herrschte Grabesstille, dann schlug der Solizitator seinen Hammer nieder — zum ersten, zum zweiten und zum dritten Male. — Der Unbekannte hatte gesiegt — und der Baronessse Hoheneck war ein Ueberschuß von fast zwanzigtausend Gulden gerettet.

Der Bankier raffte sich auf. Er lächelte hämisch. Wenn er auch unterlegen war — jetzt, wo er ruhiger wurde, konnte er eigentlich froh sein, daß er diesen übertrieben theuren Kauf nicht abgeschlossen hatte — und der Gegner war doch wenigstens „gut hineingelegt.“

Dieser trat jetzt an den Tisch des Notars, hinterlegte die Hälfte der gebotenen Summe und erklärte, am andern Tage mit der Restzahlung den neuen Eigenthümer intabuliren zu lassen, indem er sich als k. k. Notar legitimirte.

„Aha, also doch der Beauftragte eines Dritten!“ sagte



man sich und ging unter schadenfrohen Bemerkungen über den gründlich übervortheilten Käufer auseinander.

Als Victor Sommer am Abend von einer Spazierfahrt, die er mit Martha und deren Vater gemacht hatte, nach Hause zurückkehrte, empfing ihn der Stiefbruder Alexander beim gemeinsamen Souper mit der Nachricht, daß

die Hoheneck'sche Realität um einen unverhältnißmäßig hohen Preis losgeschlagen worden sei.

„Ich weiß,“ antwortete Victor lächelnd. „Seht, so habe ich endlich die Frage hinsichtlich meines künftigen Wohnsitzes gelöst.“

„He — was? Du willst doch nicht sagen? —“

„Daß ich mit meiner Frau das Hoheneck'sche Haus beziehen werde.“

„Ah! Teufel! Du warst also der —? Du hast durch Deinen Notar mitgeboden?“

Alexander legte sich in seinen Stuhl zurück und sah den Bruder mit komisch verblüffter Miene an, gleich seiner Frau und Magnus.

„Allerdings. Ich glaube, es ist Euch doch ganz recht, daß das Erbe unseres alten Familienfeindes nun doch an uns gefallen ist?“

„Ja, ja!“ rief Alexander. „Aber um's Himmelswillen, wie hast Du das ungeschickt angefangen! Warum hast Du mir denn von Deinem Vorhaben nichts gesagt? Hätt' ich nur eine Ahnung davon gehabt — Du hättest mindestens zwanzigtausend Gulden davon ersparen können, Unglücks-mensch!“

„Nun, nun!“ entgegnete Victor etwas verlegen, „das kommt wenigstens der armen Baronesse zugute. — Du wirst so gut sein, die nöthigen Gelder noch morgen an den Notar gelangen zu lassen!“

Alexander nickte ärgerlich. Aber er verbarg seinen Groll unter dem Eifer, mit welchem er seinem Teller zusprach.

Magnus heftete einen langen, düsteren Blick auf Victor. Sein Scharfsinn wurde zu ganz seltsamen Betrachtungen angeregt

Der Hochzeitstag Victor's kam heran.

Am frühen Morgen fand vor dem Bürgermeister die Civiltrauung statt. Dann folgte in einem reservirten Zimmer des Restaurants auf dem Südbahnhofe ein opulentes Dejeuner, dem aber außer den wenigen Familienangehörigen des jungen Ehepaars nur Frost und zwei Geschäftsfreunde des Bankiers anwohnten, die als Trauzeugen fungirt hatten. Gegen Mittag sollte das Pärchen die Hochzeitsreise antreten, die bis zum Spätherbst, zum Beginn der neuen Reichsrathssession projectirt war.

Frau Margaretha Sommer war der ganze Tag ein Greuel. Schon der Umstand, daß der Herr Schwager eine Civilhehe einging, war ihr wider den Strich. Und seine „Marotte,“ die ganze Hochzeitsfeier einfach zu gestalten, empörte ihr „bürgerliches“ Standesgefühl. Sie fand solch „pauvere“ Ceremonien einem wohlhabenden, angesehenen Bürgerhause durchaus nicht anständig, und es bedurfte wirklich einer sehr energischen Weisung ihres Gatten, daß sie an dieser närrischen Hochzeit überhaupt theilnahm.

Während Victor und Martha den Boden der Schweiz betraten, um später ihre Reise nach Italien fortzusetzen, standen sich am Rhein die ersten Plänklerketten der Armeen Deutschlands und Frankreichs gegenüber, den großen Kriegszügen beginnend.

Achstes Capitel.

Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Schiller. („An die Freunde.“)

Ein halbes Jahr ist dahingegangen. Die deutschen Truppen liegen im eisernen Belagerungsgürtel vor Paris, dem Herzen des niedergerungenen Frankreichs. In Oesterreich sind die Feinde des Großdeuthums, die an diesen Krieg allerlei Combinationen und Plänchen knüpften, sehr kleinlaut geworden. Speculative Leute aber mit sehr viel Klugheit und wenig Gewissen haben unter dem Schlagwort des volkswirtschaftlichen Aufschwunges die politische Constellation auszubeuten gewußt und jenes Fieber in die Industriewelt gesetzt, das zum Signum der damaligen Epoche — der Gründerperiode — geworden ist.

Unter den Ersten, die in dieser Geschäftsströmung schwammen, waren der Bankier Sommer und Graf Otto Wildenstein, — der Präsident der Bankgesellschaft „Vindobona.“ Beide führten ein großes Haus und zählten die Vertreter der „Finanzaristokratie“ zu den ständigen Gästen ihrer Salons.

Die Brüder Sommer waren in Hiezing entschieden die populärsten Leute. In der stolzen Trugvilla empfing der Bankier Alexander die Tonangebenden der Handelswelt, im gegenüberliegenden Hause, der ehemaligen Villa Hoheneck, die seither gründlichst renovirt worden waren war, hielt der hochangesehene Reichsrathsabgeordnete Dr. Victor Sommer förmlichen Hof. Was sich, vom angesehensten Parlamentarier

bis zum zudringlichen politischen Streber herab, nur zu den öffentlichen Persönlichkeiten rechnete, Künstler, Journalisten, Schriftsteller, adelige und nichtadelige Modelöwen — sie scharten sich um den von der Tagespresse und ihrem Anhang vergötterten Volkstribunen und seine reizende Gattin, die diesen buntschillernden Kreis mit einem Geschick beherrschte, das sie in den Ruf einer Weltdame par excellence brachte.

Wer den Herrn Abgeordneten im letzten halben Jahre nicht gesehen hatte, mußte sehr erstaunt sein über die auffallende Veränderung, die sich in seinem ganzen Wesen vollzogen hatte. Sein blühendes, jugendfrisches Aussehen hatte bedeutend abgenommen, der vordem so feurige, heitere Blick war verdüstert, brütend. Seine Conversation hatte jetzt etwas Absichtliches, Wohlberechnetes — sie war das Gespräch eines gewiegten Politikers, — der vorsichtig sondirt, immer bereit zu lehren und mit gewichtig ausladenden Theorien zu agitiren. Im gewöhnlichen Gesellschaftsverkehr waren die Grundzüge seines Gehabens Hast, Nervosität, Zerstretheit und finstere Verschlossenheit. In seinem Salon übernahm auch lediglich seine Frau die Führerrolle: er selbst war Vielen nur der Vorwand, unter welchem sie sich in's Haus drängten und an den opulenten Tafeln theilnahmen, die in diesem „Salon der Ritter vom Geiste“, wie er von der Parteipresse betitelt wurde, keineswegs den letzten Platz einnahmen.

Unter den Männern, von denen eigentlich Keiner recht wußte, wer sie eingeführt hatte, die aber vermöge eines populären Nimbus und einer gut ausgebildeten Dosis geräuschvollen Selbstbewußtseins einen hervorragenden Rang unter

den hier versammelten Tagesgrößen behaupteten, war einer der Ersten ein Herr Wolfgang Bröse, Herausgeber und Mit-eigenthümer des neugegründeten, aber bereits zu großer Verbreitung gelangten Journals „Der Unparteiische,“ ein Blatt, das unter seinem scheinheiligen Titel jener gewissenlosen Gründerpartei Handlangerdienste leistete, den Gegner aber durch systematische Verleumdung und Denunciation bekämpfte und einschüchterte. Es war das Muster jener phrasendreschenden Organe, die, scheinbar wirklich liberalen Ideen huldigend, mit blendender Sophistik dem Volke Sand in die Augen streuten und sogar wackere, wirklich wohlmeinende Parlamentsmitglieder im geschickt ausgestreuten Weihrauch betäubten und, ohne daß die Irrefeleiteten es ahnten, für die unlauteren Zwecke jener Industriehänen mißbrauchten.

Man flüsterte über Herrn Bröse hie und da Mancherlei. Einige behaupteten, er wäre noch vor Kurzem ein kleiner Beamter gewesen und sei von seiner Stelle suspendirt worden aus Gründen, die vielleicht einigen Aufschluß über sein Vermögen geben könnten, mit welchem er eben sein Blatt in's Werk gesetzt hatte. Aber diese ab und zu auftauchenden Gerüchte thaten dem Ansehen des Publicisten keinerlei Abbruch. Man lachte über seinen kaustischen, nichts verschonenden Witz — wenn er Andere traf, man bewunderte seine Schlaueit und praktische Gewandtheit und — fürchtete seine Feindschaft.

Dieser Bröse verkehrte überall, wo sich die „Gesellschaft“ versammelte, besonders aber in den Häusern Alexander's und Victor's Sommer und dem des „Baukgrafen“ Wilden-

stein. Er war der Berather des Letzteren in manchen Dingen.

Einige Tage nach Neujahr sprach er wieder einmal in dem mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Pracht-palais des Grafen auf der Ringstraße vor. Es war Abend, aber noch so früh, daß er Otto allein im Salon antraf. Die beiden Damen im Hause, die Gräfin Hildegard und ihre Gesellschafterin Baronesse Hoheneck pflegten immer nur beim Souper zu erscheinen und sich nach demselben aus der, meist aus Herren bestehenden Gesellschaft zurückzuziehen.

Bröje begrüßte den Hausherrn mit der Vertraulichkeit eines guten Bekannten.

„Sagen Sie, lieber Graf, im Vertrauen — weil wir ja ungestört sind — ich habe da unlängst im volkswirthschaftlichen Theil die letzte Bilanz der „Windobona“ gebracht und die Bank natürlich gehörig herausgestrichen — Sie sind wohl mit mir zufrieden?“

„Vollkommen. Und, soviel ich weiß, hat Ihnen der Verwaltungsrath ja auch bereits die Subvention übermittelt?“

„Freilich, freilich!“ lachte Bröje. „Das ist's ja nicht. Ich wollte Sie nur — im strengsten Vertrauen — fragen, ob alle diese fetten Posten, die da angeführt sind, nicht — hm! — nicht bloß ideal sind.“

„Nein, Alles ging mit rechten Dingen zu. Die vorjährige Bilanz war wirklich ausgezeichnet. Wenn Sie etwa Actien kaufen wollen, so kann ich Ihnen als Freund nur dazu rathen. Ich habe noch einen Posten davon zur Verfügung. Soll ich Ihnen welche reserviren?“

Bröje verneinte lachend. Er schob seinen Arm in den

des Grafen, und promenirte mit ihm auf dem Parket auf und ab. Wildenstein zog etwas die Brauen zusammen; die unverschämte Zuthunlichkeit des Journalisten ärgerte ihn, aber er wagte es nicht, sie zurückzuweisen.

„Nein, lieber Graf, ich nehme überhaupt keine Papiere. Wenn ich zwischen uns Beiden Ihre Bank zur Sprache bringe, so geschieht dies, um Ihnen zu rathen. Sehen Sie, gerade die Rapidität im Aufschwung der „Bindobona“ sollte Sie stutzig machen. Die Bank gibt hauptsächlich Bodencredit — aber an wen? An lauter Fabriksunternehmungen, die gleichfalls auf schwachem Fundamente stehen und durch eine ungesunde Ueberproduction nur künstlich floriren. Lassen Sie sich von dem Vertrauen, das man dem Publicum durch verschiedenen Hochdruck beigebracht hat, nicht am Ende noch selbst täuschen.“

„Wie? Sie fürchten einen Niedergang?“

„Einen allgemeinen, ja. Das dürfen wir uns nicht verhehlen. Warum auch? Ganz offen, lieber Graf! Die Welt braucht immer noch ihre Isispriester und Auguren. So etwas Aehnliches stellen wir im modernen Leben vor. Sie begreifen aber, wenn unsere — Thätigkeit eine wirksame sein soll, ist es vor Allem nöthig, daß man sich verständigt. Was meinen Sie — sind wir uns erst miteinander über die Sachlage und deren zukünftige Consequenzen klar, so würde das unserem System von unberechenbarem Vortheil sein. Mit einem Worte — wir müssen unsere Zeit benützen. Jetzt haben wir ja noch außer unseren eingeweihten Geschäftsgenossen, die sich mit uns in den Gewinn theilen, sogar — unfreiwillige und deshalb un-

eigennützigte Mitarbeiter, deren Prestige mächtig dazu beiträgt, das unsere zu befestigen und zu erhöhen.“

„Unfreiwillige Mitarbeiter — sehr gut. Ich glaube, wir denken im Moment Beide zugleich an einen gewissen Volksvertreter —“

„Doctor Sommer, meinen Sie? Nun ja, der auch. Apropos, haben Sie den Herrn schon zu sich geladen?“

„Ich werd' es demnächst thun. Ich gestehe Ihnen übrigens, daß mir der Mann nicht ganz sicher erscheint, er ist — hm! nun kurz heraus, ich glaube doch nicht, daß wir ihn ganz auf unsere Seite bringen — er ist dazu zu — philiströs ehrlich.“

„Um so besser. Es gilt nur, seinen liberalen Ideen zu schmeicheln, ihn geeignet zu fassen — und er wird unter der Devise der „bürgerlichen Arbeit“, des „volkswirthschaftlichen Aufschwunges“ und dergleichen mit allen Kräften für uns eintreten. Donnerwetter auch, wozu hat man denn eine Volksvertretung?“

Wildenstein lachte.

„Ich sehe, wir verstehen uns. — Armer Herr Doctor, Sie ahnen nicht, wem Sie eigentlich dienen! — Wissen Sie, Bröse, daß sein Stiefbruder, der Bankier, die letzte Transaction mit den orientalischen Eisenbahnpapieren eigentlich nur unter dem Eindruck von Victor Sommer's großer Rede in der Debatte betreffs der ausländischen Industriewerthe so vortheilhaft abwickeln konnte?“

„Gewiß. Der Bankier Sommer wäre ein ganz tüchtiger Finanzmann, wenn er nicht so blind habgierig wäre.“

„Wieso?“ fragte der Graf stutzig.

„Nun, das ist auch so Einer, der in seinem Eifer, sich die Säcke vollzustopfen, jede Ueberlegung verliert. Verlassen Sie sich darauf, der Mann kommt noch einmal zu Falle, denn er ist vielfach engagirt. Wissen Sie, wenn ich Dr. Sommer wäre, ich würde dem Bruder nicht mein ganzes Vermögen zur Verwaltung lassen. Ich weiß, daß der Bankier mit allen ihm anvertrauten Depots speculirt.“

„Nun, wenn auch, was kümmert's uns! Ich bin überzeugt, Alexander Sommer operirt sehr geschickt, wenn er auch nicht so pessimistisch denkt wie Sie.“

„So, Sie glauben also nicht an den Niedergang, den ich profezeie? Ich sage Ihnen, er ist unausweichlich — wenn er auch vielleicht Jahre lang auf sich warten lassen mag. Das sollten Sie — ein so kundiger Geschäftsmann, sich doch selbst schon gesagt haben.“ Wildenstein hüstelte und sah den Sprecher zaghaft an. Er wußte nicht, ob er ihm trauen sollte.

„Hm! Nun ja — Sie mögen Recht haben. Aber so lange die Sachen noch gut stehen —“

„Bah! Ich sage Ihnen, Ihre Bindobona z. B. hat sich gleich zu Anfang übernommen; sie wird weit früher als andere Gründungen bergab gehen. Sie thun am Besten, die Zeit zu benützen — und sehen sich nach sicheren Anlagen für Ihren Gewinn um. — Kaufen Sie Boden — übernehmen Sie eine Fabrik — und ich gehe mit Ihnen in Compagnie. In zwei Jahren etwa, wenn wir mit unserem Pfund wuchern, können wir riesige Resultate erzielen. Dann machen wir Halt und — was können wir dann dafür, wenn unseren Nachfolgern die Epoche nicht mehr so günstig ist

wie uns? Sie verstehen! — Es handelt sich vorläufig nur darum, billigen Grund zu bekommen, zum Kaufe oder in Pacht. Und Sie haben ja einen Bruder, der reicher Gutshesitzer ist? Wie wär's, wenn Sie ihm die Geschichte plausibel machten?"

„Sie meinen, ich sollte ihn für unsere Idee gewinnen?“ meinte der Graf zögernd. Der Vorschlag Bröse's regte ihn bereits zum Nachdenken an.

„Natürlich. Ich war neulich da draußen in Ulmenhorst. Die Güter sind ja wie geschaffen für unsere Zwecke. Bedenken Sie, was diese Gründe heutzutage werth sind!“

„Ja, ja, aber Sie vergessen, daß ich mit Bruder Waldemar in keinem besonders freundlichen Verhältniß lebe. Außerdem dürfte er kaum für industrielle Pläne Sinn haben. Wissen Sie denn nicht, daß — nun, gerade herausgesagt: daß er da oben nicht ganz richtig ist?“

„So?“ sagte Bröse ganz gelassen mit einem wahrhaft teuflischen Lächeln. „Sie haben also wirklich Aussicht, die gerichtliche Entmündigung des Grafen Waldemar durchzusetzen?“

Wildenstein erschrak und biß sich auf die Lippe.

„Woher wissen Sie das?“ stotterte er verlegen.

„Na, Sie werden mir doch mancherlei Verbindungen zutrauen? Ein Zeitungschreiber erfährt ja Alles. Hahaha! Aber wozu spielen wir miteinander Verstecken? Reden wir doch ganz offen miteinander! Also Sie wollen Ihren Bruder unter Curatel stellen? Gut, was gewinnen Sie dadurch? Daß Ihnen ein Theil der Einkünfte der Güter zufällt. Aber genügt Ihnen das? Sie dürfen über Grund und Boden doch nicht frei verfügen?“

„Freilich nicht. Aber was will ich machen?“

„Uebrigens glaube ich kaum, daß die Wunderlichkeiten des Grafen schon genügen würden, das Entmündigungsverfahren zu rechtfertigen. Wer kann so genau bestimmen, wo die Vernunft ihre Grenzen hat und der Wahnsinn beginnt?“

„Sie meinen also —“

„Daß man sich vor Allem davon überzeugen müßte, wie weit die Krankheit des Grafen vorgeschritten ist, um darnach seine Maßregeln zu treffen —“

In diesem Momente trat ein neuer Gast ein und unterbrach das Gespräch zwischen Wildenstein und dem Journalisten. Diese konnten nur noch einen Blick des Einverständnisses wechseln, mit welchem sie sich versprochen, die Unterredung über gewisse Punkte bei nächster Gelegenheit wieder aufzunehmen.

* * *

Im Arbeitszimmer Victor's saßen dieser und Magnus, der sich jetzt öfter auf seiner Krücke herüberschleppte. Der Krüppel hatte in letzter Zeit die menschenfeindliche Verbissenheit, die er dem Stiefbruder gegenüber beobachtet, aufgegeben. Und Victor ahnte, warum. Magnus haßte mit dem Egoismus des Unglücklichen Alles, was sich glücklich fühlte. Jetzt, wo er instinctiv errieth, daß Victor das exträumte Glück keineswegs gefunden habe, jetzt widmete er ihm eine gewisse Theilnahme, die vielleicht aus einer unbewußten — Schadenfreude seiner kranken, durch und durch verbitterten Seele entsprang.

Es war am Nachmittag, die Dämmerung schon weit vorgeschritten. Victor saß am Schreibtisch hinter der Studir-

lampe und vollendete eine statistische Tabelle, die er seiner nächsten Parlamentsrede zu Grunde legen wollte. Magnus hatte sich hinter die herabgelassene Gardine, in die Fenster-
nische zurückgezogen, um den Stiefbruder nicht zu stören. Er sah auf die öde Straße hinaus, auf den Schnee, der grell gegen das nebelhafte Dämmergrau des Firmamentes abstach. Die Trutzvilla stand wie ein Gespensterschloß da drüben im Schleier des Zwiellichtes. Der Krüppel betrachtete das Gebäude als seinen Kerker, und die ganze unbehagliche Stimmung, die der trübe Winterabend in die Landschaft wob, stand mit der grauen Trostlosigkeit im Einklang, die sein leidendes Gemüth erfüllte

Nach mehreren Stunden wurde an die Thür gepocht und auf Victor's „Herein!“ steckte der alte Dellinger den Kopf ins Zimmer. Der Zeichenlehrer war in tadelloser Toilette und machte mit seinem interessanten Victor Emanuel-Kopfe eine gute Figur, weshalb ihn die Tochter überhaupt nur in ihren Salons duldete. Sonst bewohnte der „Professor“ noch immer das alte Quartier in Mariahilf. Victor stand mit ihm auf keinem besonders guten Fuße. Die Manieren des Schwiegerpapas — er brachte übrigens diesen Verwandtschaftstitel niemals über die Lippen — widerten ihn an.

„Verzeihen Sie, lieber Herr Schwiegerohn! Ich bin etwas zu früh gekommen; von den Gästen ist noch Niemand da und Martha ist noch bei der Toilette. Darf ich eintreten? — Ich störe Sie doch nicht, will ich hoffen?“

„Keineswegs,“ bemerkte Victor trocken und deutete auf einen Stuhl neben dem Schreibtisch. „Es kommt mir ganz gelegen, Sie wieder einmal unter vier Augen sprechen zu

können, Herr — Professor. Ich habe mit Ihnen noch ein Hühnchen zu pflücken!“

Dellinger nahm eine überaus interessirte Miene an und occupirte mit einer leichten Verneigung den angebotenen Platz.

„Sagen Sie — Sie waren ja neulich wieder einmal in Ihrem Bezirksverein und haben in einer politischen Rede Daten gebracht, die Sie dem Verwandtschaftsverhältniß mit mir zu verdanken erklärten —“

„Ich? Aber — bitte —“

„Suchen Sie keine Ausflüchte, ich weiß es aus bester Quelle! — Herr Professor — abgesehen davon, daß Ihre compromittirenden Bemerkungen gänzlich aus der Luft gegriffen waren, haben Sie mit Ihrem Gebahren auch das Versprechen gebrochen, Ihre politischen Agitationen zu unterlassen. Sie wissen, ich liebe das nicht.“

Dellinger wiegte mit einer Armensündermiene das graue Lockenhaupt und rückte verlegen an seiner weißen Ballcravatte.

„Ich weiß nicht, verehrter Herr Schwiegerjohn,“ sagte er gekränkt, „ob die Sympathien für Sie und Ihre politische Thätigkeit, die ich öffentlich zum Ausdruck bringe, geeignet sein sollten, Sie zu — compromittiren, wie Sie behaupten. Aber gut, gut — Sie sollen sehen, daß ich mich Ihren Wünschen zu fügen bereit bin, — selbst — wenn — ich — dadurch — auf — den mir liebgewordenen Verkehr — mit den Freunden — verzichten müßte, die so gütig sind — mir Talent zuzusprechen . . .“

Dellinger erwartete von dem Schwiegerjohn offenbar wenigstens eine warme Anerkennung seines Opfers, aber Victor nickte ganz einfach mit dem Kopfe.

„Gut! Ich hoffe aber, daß Sie diesmal Ihr Versprechen halten werden!“

„Gewiß. Sie haben ein Recht, von mir Opfer zu fordern — denn ich verdanke Ihnen ja manchen — Freundschaftsdienst — Glauben Sie nicht, daß ich so undankbar bin, das jemals zu vergessen!“



Victor schüttelte unwillig das Haupt.

„Sprechen wir nicht davon! Ich wollte Sie nicht an etwaige erwiesene Gefälligkeiten erinnern haben, wenn ich Ihr Versprechen erwähnte —“

„O, aber ich muß daran erinnern! Ja, ja — das war eigentlich auch der Grund, weshalb ich eine Unterredung mit Ihnen suchte, lieber Doctor. — Ich habe da noch eine

kleine Verpflichtung gegen Sie — ich hätte Ihnen, nach meiner damaligen Zusage, schon zu Weihnachten Ihr gütiges Darlehen zurückerstatten sollen, aber — leider —“

„Bitte, lassen wir das! Sie sehen ja, ich denke nicht daran!“ protestirte Victor ungeduldig.

„Nein, nein — ich darf Ihre Güte nicht mißbrauchen! Ich muß mich zumindest doch entschuldigen, daß es mir bis heute noch nicht möglich war, diese dreihundert Gulden —“

„Ich versichere Sie, Herr Professor, es hat keine Eile! Ordnen Sie das, wann Sie wollen — ich werde Sie nicht mahnen!“

„Freilich, freilich! Aber gerade deshalb wäre es gemein von mir, darüber so leicht hinwegzugehen. Ich denke Tag und Nacht daran. Aber ich schwöre Ihnen, gerade in letzter Zeit sind Anforderungen an mich herangetreten, die mich nicht dazu kommen ließen, meine Schuld zu tilgen. Ich bitte Sie, nicht schlecht deshalb zu denken —“

Victor erhob sich mit einem Laut der höchsten Unbehaglichkeit und ging durchs Zimmer.

„Nein, nein, thun Sie, was Ihnen beliebt! Ich kann Ihnen doch nicht mehr sagen, als, ich denke nicht daran, Sie zu drängen. Bezahlen Sie diese Lappalie, wann Sie dazu ohne Anstrengung imstande sind — meinethalben am jüngsten Tage! Aber bitte — lassen Sie mich mit Ihren umständlichen Entschuldigungen in Frieden!“

Dellinger erhob sich mit großartiger Pose. Er drückte den chapeau claque ans Herz und machte einen Schritt gegen den Schwiegersohn zu.

„Am jüngsten Tage? Das soll wohl heißen, Sie

schenken mir diese Summe? O, Herr Sohn, das will ich nicht angedeutet haben! Das würde ich niemals annehmen! Nein, nein — ich habe mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu ringen, aber ich gebe meinen Manneszolz nicht preis! Ich gebe Ihnen mein Wort, ich werde —“

Victor hielt sich die Ohren zu und stampfte zu Boden, aber der „Professor“ ließ nicht locker.

„Ich bin kein Undankbarer! Mein Zartgefühl drängt mich nur, Ihnen mein derzeitiges absolutes Unvermögen zur Tilgung jener Schuld einzugestehen, die mir auf der Seele brennt. Und gerade Ihr freundschaftliches Entgegenkommen —“

„Wie viel brauchen Sie noch?“ schrie Victor, von einer plötzlichen Idee ergriffen.

Dellinger ließ sein Haupt auf die gewaltige Brust herabsinken und machte mit beiden Händen eine bedauernde Geberde.

„O, Sie erdrücken mich mit Ihrer Güte!“ kam es im gedämpften Basse aus seiner Kehle. „Aber wirklich — unvorhergesehene Fälle zwingen mich dazu — wenigleich mein Zartgefühl —“

„Wieviel?“ wiederholte Victor kalt mit einem verächtlichen Blick.

„Zwei — hundert Gul — das heißt, wenn ich wirklich —“

Victor trat an den Schreibtisch, zog ein Schubfach heraus und nahm aus einer Cassette zwei Banknoten, die er dem Zeichenlehrer unwillig zuschob. Dellinger ließ das Geld blitzschnell in seiner Brusttasche verschwinden und wollte sich

neuerdings in Entschuldigungen und überschwänglichen Beteuerungen ergehen. Victor schnitt ihm mit einer gebieterischen Geberde die Worte vom Munde ab.

„Zum letzten Male — schweigen Sie endlich darüber! Meine Geduld ist erschöpft!“

„Verfügen Sie ganz über mich, Ihr Wunsch ist mir Befehl! — Wenn Sie mir gestatten, so will ich jetzt in den Salon hinaufsehen, ob Martha schon fertig ist — und sie begrüßen.“

„Ja, thun Sie das! Sagen Sie, ich käme gleich nach! Ich habe nur noch ein paar Zeilen zu schreiben. — Auf Wiedersehen!“

Er ließ sich wieder auf seinen Schreibstisch nieder. Dellinger machte eine Bewegung gegen die Thür, wandte sich aber nochmals um.

„Noch Eins — verzeihen Sie! Nicht wahr, ich darf doch auf — auf Ihre Discretion Martha gegenüber rechnen? Sie haben vielleicht schon bemerkt, mein Kind vergißt leider mitunter die zarte Schonung, die sie ihrem alten Vater doch schuldig wäre —“

„Schon gut — sie soll nichts erfahren, verlassen Sie sich darauf!“ sagte Victor, ohne sich nach dem Ueberlästigten umzudrehen.

Dellinger fuhr sich mit einer Hand langsam über die Augen und stieß einen schwermüthigen Klageseufzer aus.

„D . . . h! Ich vermag Ihnen nicht zu sagen, bester Doctor, wie Martha's Lieblosigkeit oft mein armes, schwaches Vaterherz zerreißt! Wäre meine Liebe zu ihr trotz Allem nicht stärker als mein gerechtfertigter Groll — ich müßte

Sie vor Ihnen anklagen; nicht wegen ihrer Kälte gegen mich — sondern der Gleichgiltigkeit wegen, die sie Ihnen entgegenbringt, der durch seinen edlen, erhabenen Charakter auf die hingebendste Zuverlässigkeit einer Gattin Anspruch erheben darf. Ich verstehe Sie ganz, armer Freund!"

Victor erhob mit einem Ausdruck des Ekels sein Gesicht und sah den alten Comödianten an. Er fühlte, der wollte ihm etwas sagen. Sein Stolz sträubte sich, von diesem Menschen eine Denunciation entgegenzunehmen — und doch war er begierig zu hören, was der Vater gegen die eigene Tochter vorzubringen habe. Er hatte ja Recht — Martha hatte ihn, Victor, furchtbar getäuscht. Sie war nicht die, für die er sie gehalten hatte. Sie verstand ihn nicht im Mindesten und machte auch gar nicht den Versuch, ihn zu verstehen. Aber einer eigentlichen Schuld, eines bewußten Vergehens vermochte er sie nicht anzuklagen — noch nicht anzuklagen

„Martha vermag Sie nicht zu schätzen,“ fuhr Dellinger fort, nachdem er vergeblich auf eine wörtliche Aufforderung Victor's, sich auszusprechen, gewartet hatte. „Außerdem besitzt sie leider einen mir unbegreiflichen Hang zur Verschwendung — der Theil von Nationalökonomie, den sich jede gute deutsche Hausfrau aneignen muß, ist ihr trotz meiner dahin zielenden pädagogischen Intentionen fremd geblieben. Sie wirthschaftet, als hätte sie über ein Königreich zu verfügen. Und daran nicht genug; das unglückselige Kind — o, sie ist rein, wie ein Cherub, gewiß! — aber in ihrer leichtesten Art vergiftet sie, was Sie Ihrem Rufe schuldig ist —“

„Was wollen Sie damit sagen?“ unterbrach ihn Victor kalt und streng.

„O — bitte, mißverstehen Sie mich ja nicht! Ich meine ja nur — weil doch die Welt von Allen, die im Glücke leben und Ruhm und Ehre genießen, gern immer Schlechtes denkt und Verleumdungen verbreitet — kurz, man hat es Martha übel genommen, daß sie sich von den Cavalieren und Künstlern huldigen läßt, die in Ihrem Hause verkehren. Besonders ist da dieser Herr von Güssen, der elegante Lebemann, dem man in ganz Wien die abenteuerlichsten Scandalgeschichten nachsagt — ja, lieber Schwiegersohn, Sie sollten Martha sanfte Vorstellungen darüber machen, daß dieser berühmte Roué leicht ihre Zuverlässigkeit als besondere Auszeichnung auffassen und sie in seiner eitlen Prahlerei vor der Dessenlichkeit compromittiren könnte! Auf mich hört sie leider nicht.“

Victor lächelte verächtlich und drehte an seinem blonden Schnurrbart.

„Lieber Professor — ich bin überzeugt, daß Ihre Mittheilungen den besten Absichten entspringen,“ sagte er mit ironischer Betonung. „Ich danke Ihnen auch für die freundliche Fürsorge, die Sie meinem und dem Wohl meiner Frau zu widmen so edel sind. Aber — um es kurz herauszusagen — ich bitte, sich in Zukunft nicht weiter zu bemühen. Ich weiß selbst genügend, was ich meiner Frau zu gestatten und zu verbieten habe. Ich selbst habe Martha gebeten, Herrn von Güssen mit Auszeichnung zu begegnen — weil mir an seiner Freundschaft liegt. Im Uebrigen habe ich durchaus keinen Grund, mich über mein Weib zu be-

Klagen. Ich achte und liebe sie — wie sie es verdient. — So — und nun, denke ich, hätten wir uns vorläufig nichts mehr zu sagen?“

„Nein,“ antwortete Dellinger sehr kleinlaut, verbeugte sich und ging. Draußen im Vorzimmer machte er jedoch eine höhnische Grimasse gegen die Thür.

„Dummer Kerl!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Du verdienst ja, daß Dich dieser ungerathene Balg betrügt!“

Victor erhob sich mit zusammengebißnen Zähnen, als die Thür hinter dem Schwiegervater zugefallen war. Die Röthe des Unwillens und der Verlegenheit brannte ihm im Gesichte. Er hatte Martha vertheidigt, weil er die niedrigen Beweggründe ihres Vaters verachtete und sich vor dem lauschenden Stiefbruder schämte, und was ihn am Meisten ärgerte, das war das Bewußtsein, daß er trotzdem — weder bei Magnus, noch bei Dellinger Glauben fand für seine Versicherungen, daß Martha gänzlich nach seinen Anordnungen handle — und daß er sie achte und liebe. Ah! Und Dellinger hatte ja selbst gesagt, „man“ spräche bereits über sein Haus und seine Ehe. Ja freilich, ein Mann in öffentlicher Stellung kann ja vor der Welt und ihrer Meinung nichts verbergen; er ist bis auf das letzte Detail seiner Privatverhältnisse im Munde der Leute . . .

Der Fenstervorhang theilte sich jetzt und die kranke Gestalt des Stiefbruders humpelte in's Zimmer.

„Ein recht niedlicher Schuft, dieser sogenannte Herr Professor! Wahrhaftig!“ lachte er in seiner sarkastischen Weise. „Er bildet sich wohl selber ein, ein Ehrenmann zu sein!“

„Oh! Schon er allein hätte mich von jeher warnen können!“ entschlüpfte es Victor in der ersten Erregung.

„Freilich, er ist zuviel Comödiant, um nicht Jeden stutzig zu machen. — Ich bin überzeugt, er verleumdet die eigene Tochter nur, weil sie ihm ein Darlehen abgeschlagen hat, um welches er nun Dich anging.“

Victor kniff die Lippen zusammen; er glaubte aus Magnus' Worten wieder die gewohnte Ironie herauszuhören. Vielleicht wußte ja auch er schon, was man sich an allen Orten über die Gattin des Reichsrathsabgeordneten Sommer in die Ohren raunte!

„Aber im Ernste, Victor, dieser ausgezeichnete Nationalökonom hat darin nicht Unrecht, wenn er Martha einen ausgebildeten Hang zur Verschwendung vorwirft. Du solltest ihr wirklich nicht so gänzlich freie Hand lassen. Sie ist auf dem besten Wege, Dich zu ruiniren, wenn das so fortgeht, gleichwie die andere Schwägerin Alexander mit ihrer „bürgerlichen Einfachheit.““ — Das ist auch so eine Comödiantin.“

„Auch?“ lachte Victor geärgert. „Ja — Comödie und nichts als Comödie! Magnus, es ist fast Alles in der Welt bewußte oder unbewußte Pose!“

„Es ist am Ende auch nur — Pose, wenn Du Dich in Deiner Rolle als gefälliger Hausherr zu einer gewissen Blindheit überredest?“ warf Magnus ein.

Victor sah ihn einen Moment durchdringend an.

„Mein Lieber — in gewissen Dingen denke ich mit König Philipp: Wenn ich einmal zu fürchten angefangen, hab' ich zu fürchten aufgehört! — Ich

merke, Ihr haltet mich sammt und sonders für einen Schwächling — aber Ihr irrt! Allerdings, wenn ich all diese Leute betrachte, die in meinem Hause aus und eingehen wie in einem Gasthose, wenn ich das ganze Gebahren sehe, da hab' ich mich schon gefragt, wer hier eigentlich toller und verlogener sei — diese Fragen oder ich, der duldsame Wirth?! — Doch Geduld — ich hoffe, es wird auch meine Zeit kommen!”

„Liebst Du Martha?“ fragte Magnus jetzt geradezu.

Victor stutzte. Diese Frage kam ihm gänzlich unerwartet. Er trocknete sich die Stirn und seufzte.

„Lassen wir das!“ Er zog die Uhr. „Schon fast neun Uhr! Ich muß hinauf — den freundlichen Hauswirth zu spielen.“

Er trat an den Spiegel und ordnete flüchtig die Toilette. Magnus nahm seine Krücke auf und verabschiedete sich. Unten im Flur wartete schon der Diener, der ihn mit dem Rollwägelchen abzuholen kam, dessen sich der arme Krüppel gewöhnlich bediente.

Als ihn der Lakai durch den kahlen Park nach der Straße und der Trugvilla hinüber fuhr, hob Magnus den Kopf aus seinen Umhüllungen von Shawls und Pelzen und sah nochmals nach den erleuchteten Fenstern von Victor's Arbeitszimmer zurück.

„Jeder ist seines Glückes Schmied!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Victor, Victor, Du warst ein Thor! Aber vollkommen erkennst Du das selbst heute noch nicht, denn sonst — sonst würde Manches anders sein!“

Victor betrat den Salon im Stockwerke. Es war das

selbe Gemach, in welchem er einst von Gideon v. Hoheneck empfangen worden war. Wenn er damals geahnt hätte, was sich ein halbes Jahr später in diesen, nun mit einem glänzenden Luxus ausgestatteten Räumen abspielen würde! . . .

Es waren noch wenige Gäste anwesend. Dellinger promenirte mit ein paar Herren und Damen auf und ab. In einer, von exotischen Gewächsen umgebenen Ecke hielt Martha in ihrer, von einer prächtigen Gesellschaftstoilette gehobenen Schönheit einen kleinen Cercle, in welchem sich besonders der Journalist Bröse und ein hagerer junger Mann bemerkbar machten. Der Letztere war eine vornehme Erscheinung mit einem interessanten, etwas abgelebten Gesichte, dem der kleine blauschwarze Schnurrbart nicht weniger gut stand wie die gewaltige Hiebnarbe auf der bereits etwas gelichteten Stirne.

Victor reichte dem Journalisten mit einer flüchtigen Phrase die Hand, dann wandte er sich an den Andern.

„Willkommen, Herr von Güssen! Sie sehen mich auf's Angenehmste überrascht. Ich habe erfahren, Sie dächten daran, draußen in Deutschland diplomatische Dienste zu nehmen und abzureisen. Sie haben also Ihre Absichten geändert?“

„Bis auf Weiteres,“ entgegnete der Lebemann mit einem eigenthümlichen Lächeln. „Es haben sich vorläufig einige Schwierigkeiten ergeben — und am Ende ist es mir sehr lieb, in der schönen Kaiserstadt an der Donau bleiben zu können, wo ich mich durch manche sympathische Bande gefesselt fühle.“

Victor hob jetzt die halb gesenkten Augenlider und sah



den Mann fest und scharf an. Martha klopfte ihrem Gatten mit dem zusammengeklappten Fächer auf die Schulter. Sie war wirklich verführerisch schön in ihrer Heiterkeit und der ungezwungenen, stolzen Sicherheit, mit welcher sie ihrer Aufgabe als Alles beherrschende Hausfrau gerecht wurde.

„Sage, mein Schatz,“ lachte sie, „wirst Du denn nie vernünftig sein? Du vergißt Deine Pflichten als Hausherr.

Du hast schon wieder keine Handschuhe an — und sieh, da ist eben unser verehrter Dr. Olfers mit einem Herrn eingetreten!“

Victor wandte sich schweigend um und ging den Neugekommenen entgegen.

Dr. Olfers, der berühmte Parlamentsredner, reichte dem Hausherrn und „verehrten Collegen“ die Hand, dann machte er eine präsentirende Geberde nach seinem Begleiter, einem Manne in besten Jahren in bescheidener Haltung. Das etwas derbe, gebräunte Gesicht wurde durch einen Zug des Wohlwollens verschönt, das auch aus den hellen, mit einer scharfen Brille bewaffneten Augen leuchtete. Unter den dunklen Haaren, deren Fülle sich nur widerwillig in die Ordnung einer Gesellschaftsfriur zu fügen schien, sprang eine starkgewölbte Denkerstirne hervor.

„Herr Professor Dr. Conrad Baumeister,“ stellte Olfers vor, „der neue Docent an der medicinischen Facultät unserer Hochschule, der bekanntlich erst vor einer Woche seine Vorlesungen eröffnet und sich in Gelehrtenkreisen schon einen guten Namen verschafft hat.“

Der Professor erröthete wie ein junges Mädchen und wollte protestiren. Victor sah ihn nachdenklich an; der Mann und sein Name kamen ihm bekannt vor.

„Erinnern Sie sich nicht?“ fuhr Olfers fort. „Der Herr Professor kommt eigentlich nur, eine alte Bekanntschaft mit Ihnen zu erneuern —“

Jetzt wurde es klar in Victor's Gedächtniß.

„Richtig, richtig — wir trafen uns im Vorjahre in Dresden?“

„Im Hause der Frau von Strehlen,“ ergänzte der Mediciner, ihm die Hand schüttelnd.

Victor biß sich auf die Lippen. Eine Wolke legte sich auf sein Gesicht. Frau von Strehlen, das war die Verwandte und mütterliche Freundin der Baronesse Edcl Hoheneck. Im Hause dieser Dame hatte er die Letztere kennen gelernt. . . .

„Ach! Sehr erfreut — wirklich,“ stammelte er verlegen. „Es hat sich — seither Mancherlei verändert — wenigstens —.“ Er brach ab, ärgerlich darüber, daß er seiner Reflexion über das Vergangene unwillkürlich Worte gegeben hatte. Aber Dr. Baumeister, der wohl wissen mußte, daß Victor sich damals um die Baronesse beworben und sich nun von ihr getrennt hatte, gab seinen Worten mit vielem Tact einen anderen Sinn.

„Allerdings. Ich komme hierher und finde Ihren Namen als den eines gefeierten Volkstribunen in Aller Mund. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen nachträglich noch auf's Herzlichste gratulire!“

„Ich erwidere diese Gratulation, Herr Professor! Ihr Talent ist auf dem besten Wege, sich Anerkennung und Ruhm zu erringen. Wahrhaftig, ich könnte Sie beneiden um Ihren schönen, erhabenen Beruf!“

„Bitte, Herr Doctor, wir sind ja in gewissem Sinne Kollegen. Wenn ich der Arzt für den Körper, für das einzelne Individuum bin, so beschäftigen Sie sich mit der Heilung der socialen Gebrechen — ein Arzt im Großen.“

„Ach! Der Vergleich trifft nur äußerlich zu. Sie erkauften Ihre Erfolge kaum mit so viel Mühen und Kämpfen

wie wir. Und wie ungleich verhängnißvoller ist für uns das Unglück einer — falschen Diagnose!“

„Wer weiß,“ warf Dr. Olfers mit seinem Lächeln ein; „Professor Baumeister hat besonders die Psychologie zu seinem Fache gemacht.“

Baumeister lachte und strich seinen schütterten, rothbraunen Vollbart.

„Nun ja, ich gestehe, daß ich Ihrem Berufe die größeren Lasten zuerkennen muß. Aber ich habe kein besonderes Verständniß für denselben. Werden Sie über mich die Achseln zucken, wenn ich bekenne, daß mir der Eifer, mit welchem ich mein Feld beackere, noch gar nicht Zeit und auch nicht Lust gegönnt hat, in den öffentlichen Angelegenheiten Partei zu ergreifen? Ich stehe der ganzen Politik in naivster Neutralität gegenüber. Das wird Ihnen vielleicht unbegreiflich und — verächtlich erscheinen?“

Victor ergriff beide Hände des Mediciners und schüttelte sie mit Wärme.

„Bravo, bravo! Sie sind in der That doppelt beneidenswerth. Ich möchte Sie um Ihre Freundschaft bitten, Herr Professor, wenn Sie mich derselben würdig erachten können! Ich vermag Ihnen nicht zu schildern, wie sehr ich mich nach einem Umgang sehne, der mich zuweisen aus dem politischen Tretrade springen läßt. Es thut mir wohl, einen Mann zu finden, welcher von keinem einseitigen Partei-standpunkte urtheilt!“

Er wandelte mit dem Mediciner dahin, in ihrem Wechselgespräche ein Interesse zeigend, wie es die Gäste seines Salons seit Langem an ihm nicht mehr beobachtet hatten.

Auf der anderen Seite, wo die Hausfrau thronte, herrschte das regste Leben. Der sie umgebende Cirkel wurde immer dichter, die allseitigen Huldigungen immer eifriger; jeder dieser befrachteten, wohlfrisirten Herren suchte den andern an geistreichen Complimenten zu übertrumpfen. Zu einer eigentlichen Rivalität um die Gunst der schönen Martha glaubten aber nur zwei Grund zu haben: Bröse und Herr von Güssen.

Da wurden Phrasen getauscht, Blicke gewechselt und durch Miene und freimaurerische Geberden mehr gesagt, als mit Worten.

Als sich jetzt im anstoßenden Clavierzimmer helle Accorde hören ließen, erhob sich die Hausfrau zur gewohnten Siegespromenade durch die ganzen Gesellschaftsräume. Güssen und Bröse boten, all den Andern voran, Martha ihren Arm zum Geleite. Sie hatte die Zeit her den Journalisten besonders ausgezeichnet und fand es nun billig, zur Abwechslung dem Cavalier einen größeren Theil ihrer Gunst zuzuwenden. Sie neigte gegen Bröse dankend den Fächer und legte ihre zierliche Linke in den Arm Herrn von Güssen's, der sie triumphirend davonzuführte.

Im Musikzimmer sagte die Hausfrau jedem der zahlreichen Zuhörer eine Verbindlichkeit, entzückte durch ein Lächeln und heuchelte dem Saison-Virtuosen, der den Flügel bearbeitete, begeisterte Bewunderung.

Die Flucht der Gemächer lief in einen mit sanftem Lichte erhellten Raum aus, der zum Wintergarten umgewandelt worden war. Palmen und Orangenbäume in Kübeln, mächtige Oleanderstactete bildeten hier Lauben und lauschige,

kühle Ruheplätzchen, zu welchen der Lärm aus den übrigen Zimmern nur gedämpft herüberdrang.

Hierher führte Güssen seine Dame, die sich von dem Trubel da draußen schon ziemlich echauffirt zeigte. Sie waren in so eifrigem Gespräche begriffen, daß Martha gar nicht zu merken schien, wohin sie ihr Ritter geleitete.

Vor einem Bosquet von prachtvollem Rhododendron blieb sie stehen und sah sich in dem einsamen Raume um.

„Ach — ich darf meine Pflichten als Hausfrau nicht vergeffen! Lassen Sie uns umkehren!“

„Nicht doch, gnädige Frau! Drängt es Sie denn nach diesem Schauplatz zurück, wo Jeder sein eitles Persönchen in den Vordergrund zu rücken bemüht ist und sich ein Anrecht auf Ihre Gnade erworben zu haben glaubt, wenn er Ihnen in feinerer oder plumperer Weise zu verstehen gibt, daß Sie ihm gefallen?“

„Es prägt sich ein großes Selbstbewußtsein in dem aus, was Sie da sagen, Herr von Güssen,“ entgegnete Martha spöttlich.

„Nun ist es nicht so? — Gnädige Frau, lassen Sie mich nicht glauben, daß das Ihr Element sei, daß Sie sich in dieser süßlich faden Atmosphäre wohl fühlen!“

Martha erwiderte nichts; sie schien mit ihren Gedanken ganz wo anders zu weilen. Nachlässig, mit einer zerstreuten Bewegung brach sie ein paar von den rothen Oleanderblüthen vom Zweig und nestelte sie in die Spitzenborde ihrer ausgeschnittenen Taille. Güssen beobachtete sie mit ernstester Miene und seufzte.

„Ja, diese Blüthen passen vollkommen zu Ihnen;

prächtige Gebilde der Natur, soweit das Auge genießen kann — aber ohne Duft: eine Schönheit ohne Gnade!“

Martha stieß ein kurzes, silberhell klingendes Lachen aus.

„Sie werden elegisch, mein Freund! Nun, ich will Ihnen den Gefallen thun und nach der Ursache hierzu fragen. Was fehlt Ihnen, warum ergehen Sie sich schon die ganze letzte Stunde in gekränkten Seufzern?“

„Ach! Ihre Frage beweist mir, daß Sie fühlen, ich hätte begründete Ursachen.“

„Wozu? Sie scheinen heute wieder einmal zu schwärmen. Gehen Sie, spielen Sie mir keine Comödie vor! Was bringt Sie auf diese Laune?“

„Sagen Sie, meine Gnädigste — worin erblicken Sie denn die Vorzüge dieses unverschämten, aufgeblähten Zeitungschmierers?“

„Haha, ist es das? Ich wüßte wahrhaftig nicht, wie Sie dazu kommen —“

„Nun, Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß er sich heute einer ganz besonderen Auszeichnung von Ihrer Seite erfreuen durfte?“

„Und wenn es so wäre — haben Sie ein Recht, hierüber Auskunft zu verlangen?“

„Ja,“ sagte Güssen nach kurzem Zögern mit fester Stimme.

Martha sah ihn hochmüthig an und zog ihre Hand aus seinem Arm. Aber Güssen erhaschte ihre Fingerspitzen mit raschem Griff und hielt sie fest.

„Spielen Sie nicht die Zürnende, Martha!“ sagte er mit einer unverschämten Gelassenheit, die Martha für's

Erste derart frappirte, daß sie ihm nicht zu wehren vermochte. „Wenn Sie sich beleidigt fühlen könnten über die Kühnheit, mit welcher ich Ihnen das Geständniß meiner Eiferjucht mache, so hätten Sie mich schon vor Wochen aus Ihrer Nähe bannen müssen, denn Ihr weiblicher Scharfsinn hat Ihnen längst gesagt, was ich für Sie fühle, Martha!“

Martha riß ihre Hand los und preßte sie an die stürmisch wogende Brust, eine Art Schauer durchslog ihren schlanken, herrlich geformten Körper. Güssen betrachtete sie mit begehrlischen Blicken und einer ironischen Miene; er wußte ja sehr wohl, der gut geschulte Lebemann, daß ihre ganze Haltung nur — Pose war.

„Ich weiß ja auch, daß Ihnen dieser Bröse völlig gleichgiltig ist — ja denn! Aber ich kann nicht sehen, wenn Sie ihm Gelegenheit geben, sich für bevorzugt zu halten!“

„Ich glaube — Herr Bröse wird wohl wissen, auf welches Conto er meine Verbindlichkeiten zu setzen hat,“ sagte Martha abweisend. „Es geschieht aus Rücksicht für meinen — Mann, der nun einmal die Gunst der Presse nicht entbehren kann!“

„D!“ sagte Güssen mit höhniischem Lächeln; er sprach ohne weitere Erregung, als wäre er mit dieser coquetten Frau längst schon einig, „Rücksicht für Ihren Gatten? Gehen Sie doch? Der ist der Letzte, auf welchen Sie Rücksicht nehmen, und der Letzte auch, der sie verdient. Was kann Ihnen auch dieser Mann gelten, der Sie nicht im Geringsten verstehen kann mit seinen schwerfälligen, verzopften Anschauungen! Wissen Sie, was ich von dem guten Dr. Sommer halte? Er ist ein Don Quixote, der mit



eingebildeten Gegnern kämpft und sich um seine nächste Umgebung nicht bekümmert. Es war anmaßend von ihm, die Hand nach Ihrem Besitze auszustrecken — und es geschieht ihm nur sein Recht, wenn Sie —“

„Schweigen Sie!“ züchte sie ihm mit zusammengebißnen Zähnen zu, ihn jetzt erst wieder voll ansehend. „Noch ein Wort weiter — und ich werde Ihre Frechheit zu züchtigen wissen! — Führen Sie mich in den Salon zurück — dann will ich Ihnen die Gnade anthun, diese

unfsinnigen Worte zu vergessen — als die Reden eines Trunkenen!“

„Vergessen Sie sie nicht, gnädige Frau!“ sagte er mit ironischer Sanftmuth und bot ihr überaus galant den Arm.

Als sie die Schwelle des nächsten Zimmers betraten, stürzte ihnen schon ein Schwarm von Courmachern entgegen, die die schöne Hausfrau vermißt hatten und sie aufzusuchen kamen. Sie ließ den Arm ihres Begleiters los und promenirte weiter, umringt von ihrem Hofstaat von Flatteuren.

Im Salon wurde wieder das leichte, witzelnde, inhaltsleere Geplauder aufgenommen, das man Conversation nennt. Im Bordertreffen standen wieder Herr von Güssen und Wolfgang Bröse, aber Martha behandelte den Ersteren vollständig als Luft, worüber er jedoch seltsamer Weise gar nicht weiter gekränkt schien.

Endlich erschienen Sakaien in den Zimmern und riefen zum Souper.

Eine allgemeine Bewegung entstand — der Zug nach dem Speisesaale.

„Ihren Arm, bitte!“ wandte sich die Hausfrau an Bröse mit liebenswürdigem Lächeln.

Der Journalist verneigte sich geschmeichelt und führte sie stolz davon. Die Uebrigen stießen sich an und warfen spöttische Blicke auf den zurückbleibenden Herrn von Güssen.

„Se? Haben Anschluß verpaßt?“ neckte ihn ein junger Husarenofficier, ehe er den Anderen folgte. Güssen zuckte gleichmüthig die Achseln.

„Thut nichts — fahre mit dem nächsten Zuge!“

Als sich Güssen allein sah, spielte ein triumphirendes Lächeln auf seinen Lippen.

„Jetzt hab' ich sie!“ murmelte er, langsam dahinschlenkernd und sich mit dem Claque-Hut das blasirte Gesicht fächelnd. Er war in derlei Dingen ein erprobter Diagnostiker. Hätte Martha in diesem Moment errathen können, wie sicher er die Chancen der nächsten Zukunft berechnete — sie würde sehr erstaunt gewesen sein. —

Nach dem Souper drängte sich Dellinger, der sich bereits am Weine stark „animirt“ hatte, an seine Tochter und zog sie einen Augenblick bei Seite.

„Du, ich will Dir was sagen,“ begann er mit cynischem Grinsen ohne weitere Einleitung. „Dein Mann hat's bemerkt, daß Du Dich mit dem — dem Dingsda in den Wintergarten zurückgezogen hast — und scheint auch aus Deiner Miene gelesen zu haben. Bis jetzt hast Du es für nöthig gefunden, mir ab und zu ein paar Deiner impertinenten Rathschläge zu ertheilen. Nun — jetzt möcht' ich Dir einen guten, wohlgemeinten Rath geben —“

„Und der wäre?“ fragte sie hochfahrend, ihn von oben bis unten ansehend.

„Trachte Victor besser kennen zu lernen! Ich glaub', er läßt wirklich nicht mit sich spielen. Am Ende könnte sich auch Einer finden, der ihn warnen wollte!“

„Packer Dich!“ erwiderte sie ihm gelassen und kehrte ihm den Rücken.

„Pah!“ sagte sie sich in Gedanken, „Victor ist — ein Don Quigote. Und am Ende — lassen wir's auf's Neueste ankommen — es kommt doch Emotion in dieses langweilige

Dahinschlendern! Bin ich nicht auch getäuscht worden? Ich hab's mir auch anders gedacht — dieses Eheleben in der sogenannten guten Gesellschaft! — Nach mir die Sündfluth!“

Neuntes Capitel.

Scheußliche Bosheit

Hab' ich für milde Herrlichkeit erstanden!
Kleiß. („Das Käthchen von Heilbronn.“)

Man war bis in den März vorgerückt. Mit dem Einzug der deutschen Truppen in Paris war man zum letzten Acte des großen Krieges gelangt. Die ganze Welt sah auf das wiedererstandene deutsche Kaiserreich und die neue Aera, die nun beginnen sollte, strahlte ihre Einflüsse in alle fünf Erdtheile aus.

Victor war mehr als je in Anspruch genommen durch seine politische Stellung. Seit der Rückkehr von der Hochzeitsreise war er seiner Frau eigentlich nicht mehr näher gestanden; ganz unmerklich hatte aber in letzter Zeit ihr Verkehr eine Kälte angenommen, die mehr als Gleichgiltigkeit von beiden Theilen voraussetzte. Sie waren niemals allein, niemals kam ein vertrauliches Wort von ihren Lippen. Es war wie ein gegenseitiges langsames Erstarren.

Im Hause des Grafen Otto von Wildenstein ging es zu wie am Hoflager des Crösus. Die Assembléen des Bankpräsidenten wetteiferten an Glanz mit officiellen Botschafterfesten; die Strömung der Zeit schien auch die vordem sich so exclusiv gebenden Kreise des Hochadels ergriffen zu haben, denn jetzt nahm man keinen Anstand mehr, im Palaste des

Aristokraten zu verkehren, der seinen Aufwand industriellen Erfolgen verdankte. Geld, Geld hieß ja die Macht, der sich Jeder, vielleicht hie und da mit Widerwillen, aber unbedingt unterordnete. Es war ja die Zeit, wo der Tanz um das goldene Kalb in einer Blüthe stand, wie vielleicht niemals vorher; ein trunkenes Baalsfest, ein sybaritisches Bacchanal des Gelddurstes, das die Nüchternsten in seinem Strudel mit fortriß.

Gräfin Hildegard konnte sich den Ansprüchen, welche die Stellung ihres Mannes an sie als Hausfrau stellte, nicht ent schlagen. Und da sie die Freundin nicht entbehren mochte, mußte auch Edel sich dem Wirbel des geräuschvollen Gesellschaftslebens überlassen.

Eines Tages — es war in den paar Vormittagsstunden, die den beiden Frauen allein noch zu einem unge störten Gedanken austausch blieben — zog Hildegard die Gesellschafterin zu sich auf's Sofa in ihrem Toilettezimmer.

„Mein liebes Herz! Wir haben es bisher auf stillschweigende Verabredung vermieden, gewisse delicate Punkte wieder zu berühren, die einst zwischen uns zur Sprache kamen. Verzeihe, wenn ich dich jetzt so geradezu frage — wie sieht es denn da drinnen aus — in diesem treuen, warmklopfenden Herzen? Ist Ruhe und Vergessen endlich eingezogen?“

Edel sah die Freundin mit einer leichten Verlegenheit an und lächelte wehmüthig.

„Ich glaube — ja. Aber wie kommst Du auf diese Frage? Du willst mich — auf etwas vorbereiten, wie es scheint?“

„Errathen, mein Kind! Nun denn — ohne Umschweife! Otto theilte mir gestern mit, daß ein gewisser, sehr berühmter Abgeordneter unseres Parlamentes im Interesse seiner Parteilichkeit industrielle und volkwirthschaftliche Daten von Leuten empfangen müsse, die eben im Hause meines Mannes aus und eingehen. Zum Zwecke, mit diesen Persönlichkeiten, sowie auch mit Otto direct, als einem Hauptvertreter der Finanzwelt, Fühlung zu nehmen, ist es nun dringend nöthig geworden —“

„Daß Herr Doctor Sommer von nun ab in Eurem Hause verkehrt,“ ergänzte Edel kalt, ohne ihre Miene zu verändern. „Und Graf Wildenstein meint nun, es wäre passend, wenn ich den Abenden fern bleiben wollte, an welchen —“

„Ei, ganz im Gegentheile. Wir wollen Dich nur fragen, ob Du Dich stark genug fühlst, ein Zusammentreffen mit Doctor Sommer zu ertragen.“

Edel stand auf und schob mit beiden Händen ein paar widerspenstige dunkle Haarlöcher ihrer Frisur hinter die kleinen Ohren zurück.

„Ganz unbedenklich,“ antwortete sie nach einer kurzen Pause. „Ich bin keine Milchsuppenatur, wofür Du mich zu halten scheinst. Was ist denn dabei, wenn Dein Mann einen neuen Gast empfängt? Er wird mir so viel gelten, als alle die Andern!“

„Recht so! — Du bist ein —“

„Na, was denn?“ lächelte Edel in ihrer herzwinnenden Weise.

„Mein geistiges Vorbild! Mein einziger Herzenstrost!“

sagte Hildegard mit Thränen in den Augen und zog die Freundin an die Brust.

* * *

Im Abgeordnetenhaus war Clubstizung gewesen, die bis in den späten Nachmittag hinein gedauert hatte. Als



Victor das provisorische Holzgebäude verließ und auf den Platz hinaus trat, auf dem sich die Botivkirche erhebt, dämmerte es bereits. Er wollte noch die Stunden bis zum Empfang im Palais Wildenstein im nächsten Café verbringen. In der Voraussicht, daß ihm keine Zeit mehr bleiben werde,

nach Siezing hinauszufahren, hatte er sich schon am Morgen in Gesellschaftstoilette geworfen.

Eben im Begriffe, die um diese Zeit colossal belebte Ringstraße zu überschreiten, sauste ein geschlossener Fiaker so hart an ihm vorüber, daß ihn der Straßenschmutz bespritzte und er Mühe hatte, sich vor dem Ueberfahrenwerden zu retten. Er hielt sich, zurückspringend, an dem Stamm eines der kahlen Bäumchen, die den Fahrweg umsäumten, und starnte dem pfeilschnell dahinjagenden Fahrzeug nach, das sich den Schottenring hinab zwischen dem Trubel der übrigen Behikel verlor. Halb betäubt, fuhr er sich über die Stirne

Wie, hatte er sich nicht getäuscht? Es war — Martha gewesen, die an ihm vorübergefahren. Wie kam sie um diese Stunde nach der Stadt? Sie hatte beim Frühstück Migräne zu haben behauptet und dem Kammermädchen gesagt, daß sie sich den ganzen Tag über verleugnen lassen werde. Und wenn sie schon vielleicht eine Erholungs-spazierfahrt machte — warum nicht in der Equipage, die ihr doch zur Verfügung stand? Wozu bediente sie sich eines Miethwagens? — Victor kam mit sich nicht zurechte. Aber endlich sagte er sich, daß er sich in der Hast doch wohl getäuscht habe, und ohne weiter darüber nachzudenken, schlug er den Weg nach dem gegenüberliegenden Kaffeehause nächst dem Schottenthor ein.

Ein anderer Gedanke, der ihn schon viel länger quälte, nahm ihn wieder in Anspruch: Wie würde sich das heutige Zusammentreffen mit der Baronesse Hoheneck gestalten? Wußte sie davon, und wenn, wollte sie ihm unter der

kalten Maske der Convenienz entgentreten oder würde sie für diesen und alle folgenden Abende dem Salon des Grafen fernbleiben?

Er mußte nicht ganz genau, welcher von diesen beiden Entschlüssen Edel's — ihm der liebere gewesen wäre

Victor hatte sich vorhin nicht geirrt; es war thatsächlich seine Frau, die in dem Fiaker saß. Hätte Martha aus dem Wagen gesehen, ihren Mann erkannt, sie würde sich vielleicht nicht so sorglos in die Kissen zurückgelegt haben.

(Fortsetzung folgt.)





Die Heke von Szegedin.

Geschichtliche Erzählung von Anton Ohorn.

I.

Es war am St. Kilianstage (8. Juli) des Jahres 1728. Die Leute in Szegedin kümmerten sich wenig um den Heiligen, denn er ist kein Patron des ungarischen Landes, sondern sie gingen ihren Geschäften nach, wie sie es allezeit gewohnt waren. Nur dann und wann hob wohl Einer und der Andere den Blick flüchtig zum Himmel hinauf, denn der Tag war drückend schwül, zumal gegen die Mittagsstunde, und die Sonne hing so seltsam müde auf dem matten, verwaschenen blauen Grunde. Ueber der Theiß drüben aber saß fern am Horizonte eine kleine schwarze Wolke, die sich langsam reckte und dehnte und dabei etwas bräunlich ange-laufene Ränder zeigte. All das jedoch war nichts Verwunderliches und es zerbrach sich auch weiter Niemand den Kopf darüber.

Vor der Stadt draußen, in den Weinbergen, trieben sich zwei Jungen umher, jeder etwa zwölf Jahre alt, und waren lustig und guter Dinge. Sie waren Nachbarskinder, der Sohn des Stuhlrichters Gabriel Föröß und der des ehrsamten Schusters Andreas Barany.

Zwischen dem grünen Blattwerk und sich ringelnden Ranken huschten sie wie Eidechsen hin, nur einmal horchte der Eine auf die Schläge der Thurmuhr von der Stadt her und mahnte den Andern, daß es bald an der Zeit sei, heimzukehren, wenn man den Mittag nicht versäumen wolle. Dann traten sie aus dem Grün der Gärten heraus auf das freie Feld und richteten beinahe gleichzeitig den Blick nach dem Himmel und dann nach der Wolke, welche die Umrisse eines finstern, lockenumwallten Riesenhauptes angenommen hatte.

„Heute gibt es Regen!“ sagte der Sohn des Stuhlrichters.

„Hm,“ machte der Andere — „wir wollen den Szegedinern zur Abwechslung einmal ein großes Wetter machen!“

„Ach, Du doch nicht?“ lachte der Erste.

„Ich nicht, aber meine Mutter!“

„Kann denn Deine Mutter das Wetter machen?“

„Das will ich meinen. Meine Mutter kann viele wunderbare Sachen, zum Beispiel blutende Wunden augenblicklich stillen, brennende Feuer auslöschen mit einem Worte, sie kann mit einem einzigen Blicke — —“

Er hätte in seiner thörichten Ruhmredigkeit seiner Mutter noch manches angedichtet, ohne die geringste Ahnung, welches Unheil er über ihren Hals rede, wenn nicht ein großer, bunter Schmetterling quer über den Weg geflogen und langsam und schwerfällig vor den Beiden hergegankelet wäre, die über der Lust des Jagens nun auf alles Andere vergaßen. Schon mehr als einmal glaubten sie den zierlichen Besflügelten in der Gewalt zu haben, immer wieder entwichte er mit geschickter Wendung, bis ihn endlich zwischen den ersten Häusern der Stadt sein Schicksal ereilte und der Sohn des Stuhlrichters triumphirend seine schöne Beute in das Haus seines Vaters brachte.

Am Himmel aber dehnte sich die Wolke immer rascher

und unheimlicher aus und näherte sich immer mehr der weißen, glanzlosen Sonnenscheibe.

Als der Knabe mit dem inzwischen angespießten Falter in das Speisezimmer trat, kam ihm ein hochgewachsenes schönes Mädchen entgegen, seine Schwester. Sie hatte ein wunderbar liebliches Gesicht von zartester Hautfarbe und mit großen tiefdunklen Augen; um die weiße Stirn ringelte sich das glänzende Gelock und auf den rosigen Lippen lag noch die ganze jungfräulich keusche Weihe. Hoch hielt der Knabe seine Beute empor, ihr entgegen, aber mit einem leisen Schauer schloß sie die Augen, als das kleine Thier an der Nadel noch eine letzte leise Bewegung machte.

„Das will ich nicht sehen, Gabriel,“ rief sie, „das ist grausam! Wozu hast Du ihn gemordet? — Nun wirst Du ihn achtlos beiseite werfen und er hat sich doch auch des Lebens und der Blumen gefreut, wie du. Du aber hast ihn erst in seiner Todesangst gehezt, ihn mit rauhen Fingern und spitzer Nadel gefolttert und denkst nicht, daß bei seinem kurzen Leben ihm eine Minute gleich einer Stunde ist. O die Todesangst und die Folterqual müssen etwas Gräßliches sein — für jedes Wesen, das Leben hat!“

Sie sprach das mit seltsam erregter Ergriffenheit und der Knabe sah sie mit großen, fremden Augen an, als ob er gar nicht seine heitere, schöne, lachende Schwester sähe. Dann legte er still das todte Thier beiseite und warf sich mit ausgebreiteten Armen dem Mädchen entgegen, dessen Hüften er umschlang und an dem er mit glänzenden Blicken empor sah.

„Ich thu's nicht wieder, Ilsa!“ sagte er beinahe feierlich, sie aber strich ihm leise mit den feinen, weißen Fingern durch das Haar und über die Stirn und dann bückte sie sich nieder und berührte mit dem süßen, rothen Munde seine frische Wange.

Am Himmel aber stand die Wolke schon hart neben der Sonne, doch von dem Zimmer aus sah man sie nicht;

heimtückisch, wie das Unheil kam sie von der andern Seite hergezogen und spannte wie ein dunkles Verhängniß ihren schwarzen Bogen über die Theiß.

Der Stuhlrichter trat ein, ein Mann von etwa 50 Jahren mit einem ernsten, verdrossenen, weingerötheten



Gesicht, gekniffenen Augen und spärlichem Bart und Haar, durch das zahlreiche weiße Fäden spielten. Man setzte sich zu Tische, denn man brauchte auf Niemanden mehr zu warten. Die Hausfrau war längst verstorben und in den drei Personen, dem Manne, der Jungfrau und dem Knaben, war die Familie Förobz vollzählig. Ein alter Diener ging

ab und zu und ein gleichgiltig' Gespräch hinüber und herüber an dem Tische. Der Stuhlrichter sprach wenig, aber er hörte gern seine Tochter sprechen mit ihrer lieben, milden Stimme und ihrem glockenhellen Lachen, denn sie war sein Stolz und sein Juwel, sein Kind und seine Hausfrau zugleich.

Die Sonne verschwand nun hinter der Wolke und es wurde seltsam dämmerig in dem Gemache. Fast gleichzeitig ging ein Pfeifen durch die Lüfte, fast wie ein Aufschrei eines gequälten Menschen, und dann brach der Sturm los und raste durch die Gassen. Erst ballte er den dichten Staub zu einem Knäuel, den er plötzlich wieder in tausend fliegende Atome zerriß und mit zorniger Hand gegen die Fenster warf, daß sie zitterten und klirren. Dröhnend schlug das Hausthor zu und die Hunde im Hofe begannen zu heulen — es war, als käme die wilde Jagd oder das letzte Gericht.

Die drei Menschen waren fast gleichzeitig aufgesprungen und einen Schritt näher gegen das Fenster getreten; die Hand des Knaben suchte ängstlich jene der Schwester.

„Das gibt ein fürchterliches Wetter!“ jagte der Stuhlrichter.

„Ich hab's schon heute Früh gewußt!“ sprach halbblaut und befangen das Kind, aber Niemand hörte darauf, denn ein fahler Blitz zerriß den ganzen Himmel und gleich darauf rollte ein erschütternder, langanhaltender Donner über die in grauen Nebel und gelben Staub gehüllte Stadt. Die Duvertüre war vorbei, das Stück begann, unheimlich und grauenvoll, und anstatt zu essen, wie man es sonst zu dieser Stunde that, beteten die Leute und standen geschaart um den flackernden Schein der geweihten Kerzen. Auf die Gasse aber schlug es nieder wie mit Steinen, weiße, feste Klumpen sausten klingend und klirrend durch die Lüfte und dazu heulte und brüllte mitunter der Sturm wie im wilden Hohngelächter, und ein grünelber Blitz leuchtete über die Dächer und durch die Fenster herein auf blasse Menschengesichter.

In der Stube des Stuhlrichters klrzten die Scheiben und mit den Scherben zugleich brachen die nußgroßen Schlossen herein und rollten den Dreien vor die Füße, die sich enger an einander hielten und nun gegen die Mitte des Zimmers zurückwichen. Eine eifige Luft schauerte unheimlich durch den Raum. Der alte Diener im Hintergrunde betete mit zitternden Lippen und durch das Toben der Elemente klang ab und zu ein verhallendes frommes Wort.

Das dauerte etwa zehn bange, lange Minuten — dann war's vorbei. Es wurde heller in dem Gemache und auf der Straße und nun ward auch der Knabe muthiger und sprach:

„Das Wetter hat die Schustersfrau gemacht!“ Jfka legte ihm die Hand auf den Mund und sagte, leise zusammenschauernd:

„Schwäge doch nicht so thörichte Sachen, Gabriel!“ Der Kleine aber schob die Hand der Schwester beiseite und erklärte ganz bestimmt:

„Ganz gewiß, denn sie kann blutende Wunden augenblicklich stillen und brennende Feuer mit einem einzigen Worte auslöschen und andere wunderbare Sachen machen!“

Der Stuhlrichter war aufmerksam geworden.

„Woher weißt Du das?“

Der Knabe war stolz darauf, daß er im Stande sei, eine Auskunft über das Wetter geben zu können, er erzählte, trotzdem Jfka abwehren wollte:

„Paul Barany hat mir's selbst heute Morgen erzählt, daß seine Mutter heute den Szegedinern zur Abwechslung ein großes Wetter machen wolle!“

„Aber, Kind, wie magst Du nur solche Sachen sagen!“ schmollte Jfka und zog den Kleinen mit sich fort, der Stuhlrichter aber stand mit ernster Miene, schweigend an dem zerfahretten Fenster und blickte auf die Gasse, wo die Hagelkörner weiß und hoch lagen. Seine Stirne wurde immer finsterner, dann wandte er sich mit einemmale um und

verließ, ohne sich um das unterbrochene Mittagmahl oder um seine Kinder zu kümmern, das Gemach. Bald darauf schritt er über das knirschende Eis unter seinen Füßen hinaus vor die Stadt nach seinen Weinbergen. Er war nicht der Einzige, welcher diesen Weg ging. Jeder, der ein Aeckerchen draußen hatte oder ein Stück Nebland, eilte, sobald das furchtbare Wetter nachließ, hinaus, um zu sehen, wie viel Hoffnungen er für dies Jahr begraben müsse, und da kamen die Männer im Arbeitsanzug, wohl auch barhäuptig trotz der eingetretenen Kühle und die Weiber, wie sie weggelaufen waren vom Feuerherd und Waschtrog. Draußen aber vor der Stadt, wo sie ihr bißchen liegendes Gut übersehen konnten, standen sie stumm und rangen im Jammer die Hände, denn was gestern noch hoffnungsgrün und verheißungsvoll emporgestrebt hatte, das lag danieder, wie zerstampft unter den Hufen von tausend wilden Rossen: die erntefrohen Felder waren eine unförmliche, mit grauem Eis bedeckte Masse und den Weinbergen sah es kein Menschenauge an, daß hier einst Reben gepflanzt waren.

Ueber all den Gräuel der Verwüstung flog aus den zerrissenen Wolken jetzt ein heller Sonnenstrahl hin und ein Stück heiterer Himmelsbläue zeigte sich, die Leute aber hatten kein Empfinden dafür — ihr Wohlbefinden auf Erden hing mit dem Segen zusammen, der unwiederbringlich verloren war.

Aber seltsamer Weise nicht für Alle! Neben dem bis in Grund und Boden zusammengeschmetterten Weingelände des Stuhlrichters zogen sich zur Linken noch zwei weit ausgedehnte Nebengärten hin. Darin spielten die grünen Ranken im Glanz des Sonnenstrahls und hoben leise gaulend die Weinstöcke ihre unverkehrten Häupter empor zu dem Stück blauen Himmels, das sich langsam über ihnen ausspannte: der Strich des Hagelwetters war hart an ihnen vorübergegangen. Dorthin sah der Stuhlrichter und seine düstere Miene ward noch finsterner. Er war ein reicher Mann und hätte den Schaden verschmerzt, der ihn getroffen,

daß aber just sein Nachbar zur Linken verschont geblieben, fraß ihm an der Seele wie ein Höllenwurm. Dieser Nachbar war der reiche Privatmann Niklas Kaday und an diesen grenzte der alte Stadtrichter, Kaday aber haßte der Stuhlrichter auf das Bitterste.

Sie waren in ihren jungen Tagen Freunde gewesen, bis sie in der Liebe zu einem und demselben Mädchen sich begegneten und als dieses sich dem Niklas Kaday anvermählte, da war die Feindschaft fertig, und keine Feindschaft ist verbissener, zäher und härter, als die, welche wie eine Giftblume aus zertrümmerter, einstiger Freundschaft hervorst wächst. Seitdem that Gabriel Försz dem Jugendgenossen an Haß und Dorn an, was er vermochte und Kaday, obwohl gutmüthig von Haus aus, ward allmählig gereizt und vergalt Gleiches mit Gleichem, zumal, nachdem ihm sein Weib gestorben war, die mit ihrer Engelsanftmuth manchen Zornausbruch des Gatten verhindert hatte. So war auch der einzige Sohn Kadays im Groll herangewachsen gegen die Familie Försz, wie einst Hannibal im Römerhaß und es war gut, daß der heißblütige Jüngling zunächst einige Jahre sich in Ofen aufgehalten, wo er studirte hatte und daß er nun bereits seit längerer Zeit als angesehenener und hochbegabter Kronanwalt in Wien lebte.

Unmüthig, verbittert und neidvoll ging der Stuhlrichter nach der Stadt zurück. Neben seiner Wohnung stand unter ihrer niedrigen Hausthür das Weib des Schusters Barany und sah mit einem gewissen grinsenden Behagen zum Himmel, denn er hatte ihr keinen Weinberg und kein Ackerland vernichtet, weil sie keines besaß; unterwürfig, aber noch immer lächelnd, grüßte sie den vorüberschreitenden vornehmen Nachbar, dem aber war's, als läge ein Hohn in dem gelbbraunen Gesicht des Weibes und im gleichen Augenblicke schoß ihm die Erzählung seines Knaben durch den Sinn. Die Zeit war hart und abergläubisch und der Stuhlrichter war ein Kind seiner Zeit. Schon einige Minuten

nach der Begegnung ließ er die Schustersfrau vor sich kommen und herrschte sie an:

„Hexe, Du hast uns das heutige Wetter gemacht!“

Das Weib wurde fahl bis unter das schwarze Haar und heulte mit gerungenen Händen:

„Gnaden Herr Stuhlrichter — wie mögt Ihr solches sagen?“

„Weil ich's weiß — Dein eigenes Blut hat Zeugniß gegen Dich gegeben! Gesteh ohne Umschweife!“

„Ich habe nichts zu gestehen — ich weiß von nichts!“ stöhnte das Weib und lag auf den Knien.

„Man wird Dich zum Reden bringen, wie anno 1615 die Hexe, welche in Kronstadt den Hagel gemacht hat — man wird Dich peinlich fragen!“

Die Stirn des Weibes schlug zu den Füßen des Stuhlrichters auf den Boden, sie küßte ihm, wie unsinnig aufschreiend, die Stiefel, aber die Haiduken kamen und rissen und schleiften sie fort und damit hob der berühmte Szegediner Hexenproceß an.

Ein deutscher Dominikanermönch, Jakob Sprenger, hat im Jahre 1489 ein Entsetzen erregendes Buch herausgegeben, den sogenannten „Hexenhammer“ (*malleus maleficarum*). Er gibt darin an, wie man mit den Unholdinnen verfahren müsse, um sie zum Geständniß ihrer Beziehungen zu dem Gottseibeius zu bringen. Der Szegediner Stuhlrichter und seine weltlichen und geistlichen Genossen, denn die Hexerei ist ein *crimen fori mixti*, wie der Ausdruck hieß, schienen das Buch des alten Dominikaners genau zu kennen und das unselige Weib des Schusters hatte Gelegenheit, das zu erfahren. Man begann mit der „Ausförschelung in Güte“ und ließ die Gefangene fasten im finstern Kerkerloch, aber das hatte keinen Erfolg.

Run kam das „Gottesurtheil“, die Wasserprobe in der Theiß, denn der Erzbischof Hinkmar von Reims hatte ja des Weiteren ganz gelehrt dargethan, daß das Wasser ein

reines Element sei, gottgeweiht durch die Taufe des Heilands im Jordansflusse, und darum einen Gräuel und Widerwillen habe gegen alles Sündhafte und es nicht aufnehme in seine Wellen. Und seltsam wars — die Schustersfrau schwamm auf der grünen Woge, als ob sie ein Korkholz wäre, und der Büttel, der sie am Stricke hielt, grinste verständnißvoll dazu; auch auf der Wage soll sie nachmals nur vier Quentchen gewogen haben, obwohl sie kein kleines und schwächliches Weib gewesen.

Das waren der Beweise genug, aber noch immer kein Geständniß. Es blieb darum nur die peinliche Frage übrig und in der grauenhaften unterirdischen Kammer waltete der Büttel seines Amtes. Nach dem Hexenhammer hebt er mit der Formel an: „Du sollst so dünn gefoltert werden, daß die Sonne durch dich scheint;“ der Szegediner Knecht hat die Formel nicht gewußt, aber er verstand im Uebrigen sein Handwerk. Die Wände des finsternen Loches waren dick und die Herzen der Richter hart und das Schreien des gequälten Weibes hat Niemand gehört, als sie und ihre Peiniger. Drei Prozeduren hatte daselbe muthvoll ausgehalten: die Daumenschrauben hatten ihr das Blut unter den Nägeln vorgesprißt, die „Leiter“ und der „gespickte Hase“ die Glieder verrenkt und zerrissen — doch der Muth und die Standhaftigkeit waren zu Ende: Lieber sterben, als noch länger gequält werden und doch dem Tode nicht entgehen können!

Ja, sie hatte das furchtbare Unwetter gemacht, auch vieles andere noch begangen, was man nur immer verlangen mochte. Nun ging es ja in Einem hin; ob sie nun mehr oder weniger in ihr Schuldbuch log, sterben mußte sie doch und warum sollte sie alles einzeln sich herausfoltern lassen — ihre Richter wußten ja im Vorhinein, was sie alles mit des Teufels Kunst und Gunst verübt hatte.

Ob sie Mitschuldige habe? lautete die Frage. Das gebrochene, elende Weib zuckte zusammen, an dem gequälten Geiste lief eine Reihe von Gesichtern vorüber, der Kreis

ihrer Bekannten. Wen konnte sie mit sich hineinziehen in's Verderben? Wer war ihr am meisten verhaßt?

„Die Hebamme Gyössi — die wohl mehr als tausend Kinder im Namen des Teufels getauft hat.“

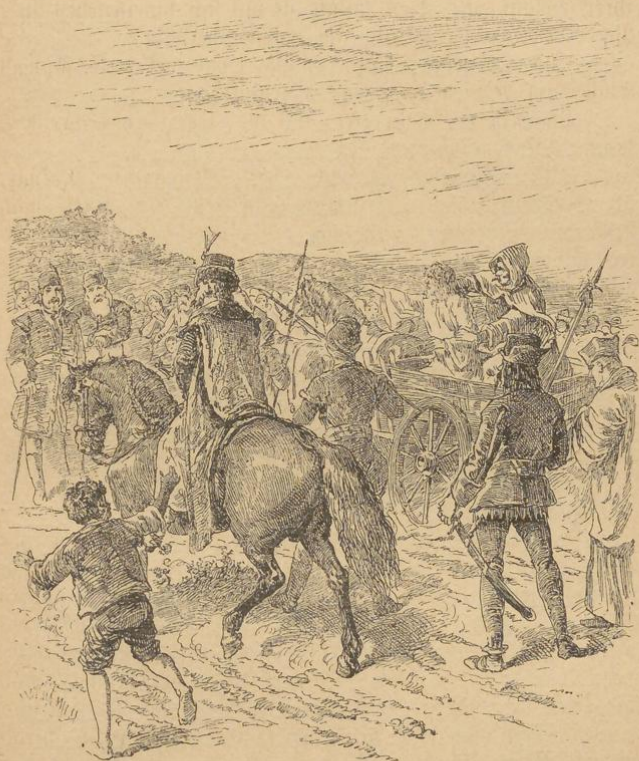
Die Richter schauderten und die Feder des Schreibers kratzte auf dem Papier.

„Die Tischlerin Harowy, der Schuhmacher Molnar, die Gerberin Köley...“ Und nun kam ein Name nach dem andern hastig, zornig von den Lippen des Weibes, und der Schreiber vermochte kaum zu folgen. Es waren achtzehn und ehe der Abend über Szegedin hereindämmerte, saßen sie alle im Gefängniß, dem unheimlichsten Schicksale rettungslos preisgegeben.

Dem Weibe des Schusters aber wurde das Urtheil gesprochen und es lautete auf „Einäschering bei gehendem Athem“, Verbrennung bei lebendigem Leibe. Stumpfsinnig nahm das Weib es hin, denn das einzige Gefühl, das ihr Herz noch erfüllte, war Todessehnsucht und sie konnte kaum den Tag erwarten, da es zu Ende gehen sollte.

Die Sonne stand an einem wolkenlosen Himmel, als man sie hinausführte durch die Gassen. Sie saß auf Stroh in einem elenden Karren und hatte ein weißes Armentsünderhemd an, über das die wirren Haarsträhne rollten, die unter den Qualen einer einzigen Woche grau geworden waren; das Gesicht war fahl wie das einer Todten, nur die großen, dunklen, tiefstehenden Augen zuckten irr hin und wider. Ihr gegenüber saß der Büttel und grinste herab auf die Menschenmenge, durch welche sich der Karren den Weg bahnen mußte, denn solch' ein Schauspiel hatte Szegedin seit Menschengedenken nicht gehabt.

Der Zug ging an den Weinbergen vorüber, die noch immer das Bild grauenhafter Zerstörung boten und das Volk schrie Verwünschungen hinauf zu der Hexe, welche die Schuld daran trug. Das Weib duckte sich wie unter schweren Schlägen und ihre Zähne schlugen gleichwie im Frost heftig



gegen einander. Nur einmal hob sie die scheuen schwarzen Augen empor und ließ sie zur Seite schweifen, eben als man an den Weingärten Radays und des Stadtrichters vorüberkam, deren üppiges Gedeihen und grünende Pracht sich seltsam abhob von dem Gräuel der Verwüstung nebenan. Die beiden glücklichen Besitzer standen beisammen an der Straße, der Stadtrichter, ein weißhaariger 82jähriger Greis, auf seinen

Stoß gestützt, und der behäbige, gutmüthig dreinschauende Kaday. Der Stuhlrichter, welcher neben dem Zuge ritt, streifte den Verhafteten mit finsternem Blicke.

Da leuchtete es in dem Gesichte des unseligen Weibes auf. War es ein Strahl der Hoffnung, welcher die Ertrinkende nach dem letzten Strohhalme fassen ließ, war es das Auslodern rachsüchtiger Bosheit jedem Glücklichen gegenüber? Sie riß sich auf von dem elenden Stroh, richtete sich mit den verrenkten Gliedern empor und indem sie mit den unheimlichen schwarzen Augen hinüberstarrte zu den beiden Männern und die Hand nach ihnen ausstreckte, freischte sie wild:

„Laßt mich leben — die dort leben auch und sind mit dem Teufel im Bunde wie ich!“

Das Volk schrie auf: „Wer? — wer?“ Der Büttel riß das Weib nieder auf den Sitz, das aber schrie noch einmal auf und durch allen Lärm der Menge gelte es:

„Der Stadtrichter und Niklas Kaday!“

Hätte der Himmel an jenem Tage auch ihre Weinberge zerschmettert, es wäre ihr Glück gewesen; daß er es nicht gethan, wurde ihr größtes Verderben, denn das gab Zeugniß gegen sie, gewichtig und unwiderleglich, und der Grimm des leichtbeweglichen Volkes wendete sich augenblicklich wider sie. Das Gesicht des Stuhlrichters spiegelte Haß und Hohn, denn jetzt war der Todfeind in seine Gewalt gegeben und keine Macht der Erde sollte ihn daraus befreien. Auf seinen Befehl umringten Stadtknechte die beiden Männer und hatten Mühe, diese vor dem Zorne der erregten Menge zu schützen, welche selbst das flatternde weiße Haar des Stadtrichters verhöhnnte und Niklas Kaday ins Angesicht spie.

Dann aber brach das Volk in die Weingärten der beiden Männer und raste und wüthete in den grünen Pflanzungen, so daß es darüber selbst des gottverdammten Weibes vergaß, um dessen Scheiterhaufen nur eine kleine Schaar sich ansammelte. Und ehe noch Blut und Rauch ihren fürchter-

lichen Mantel um das unselige Opfer wanden, das in wohlthätiger Ohnmacht an dem Pfahle zusammenknickte, waren die Rebengärten des Stadtrichters und seines Nachbarn ärger verwüestet als es das Hagelwetter zu thun vermocht hätte.

II.

Niklas Radaß saß in seinem Gefängniß. In das elende enge Gemach fiel nur ein matter Schein des Lichtes durch eine Oeffnung in der Mauer, welche den Namen Fenster nicht verdiente; ein eisernes Kreuzgitter spannte sich darüber. In dem Raume mit seinen düstern, grauen Wänden stand eine rohe, harte Holzbank, Sitz und Bett zugleich, und auf ihr saß der unselige Mann und dachte an Vergangenes und Zukünftiges und durch seine Seele zog Bitterkeit und Ingrim. Daß er, noch dazu schuldlos, in die Hand seines erbittertsten Feindes gegeben war, traf ihn am härtesten und wenn noch ein Hoffen wie ein freundlicher Schimmer sein Herz berührte, so war es das auf seinen Sohn, den Kronanwalt, den man doch verständigen würde von seinem Schicksal.

Es war still um ihn her, so daß er das Rauschen der Theiß vernahm, die nahe hinter den Gefängnißmauern vorüberzog, und den eintönigen Gesang eines Fischers. Jetzt hallten Schritte und sie kamen näher an seine Thür, freischend drehte sich der Schlüssel im Schlosse und nun trat der Stuhlrichter Gabriel Förböß ein. Der Gefangene wendete sich unmutig ab und schloß die Augen, der Andere aber trat ihm einen Schritt näher.

„Niklas Radaß, ich komme als Dein Richter!“

Der Angeredete blieb stumm und spuckte zur Seite verächtlich aus.

„Du weißt, wessen Du beschuldigt bist und weißt auch, was Dir bevorsteht. Man wird Dich um Dein offenes Geständniß fragen und ich möchte Dir den guten Rath geben,

es nicht erst zur peinlichen Frage kommen zu lassen: Deinem wohlgenährten Bäuchlein und Deinen Fettwangen möchte das, zu übel bekommen!"

Wieder spuckte Raday aus.

"Rege Dich nicht unnöthig auf, mein Lieblich, ich meine es gut und gönnte es Dir, daß, wenn Du nun doch einmal als Teufelsbraten schmoren sollst, dies nicht bei gehendem Athem geschehe. Das will ich Dir auswirken aus alter Freundschaft, Niklas, wenn Du ehrlich gestehst und wenn Du vor mir auf die Knie fällst und mich hübsch darum bittest!"

Es war ein erbärmlicher, widerwärtiger Hohn, zu welchem der Haß den Stuhlrichter verleitete; der seit Jahren aufgespeicherte Ingrimm seiner Seele loderte und züngelte aus seinen Worten und er trat noch einen Schritt näher gegen den Gefangenen, so daß der schmale Lichtstreifen, der durch die vergitterte Maueröffnung fiel, seine spöttische, gehässige Miene beleuchtete, und diese wirkte mehr als seine Worte.

Niklas Raday hatte nur eine Sekunde lang dies hell bestrahlte Gesicht aus der Dämmerung seines Kerkers hervortreten sehen, aber wie er es erblickte, riß er sich von der harten Holzbank empor, stürzte sich wild auf den Gegner und indem er dessen Hals umflammerte und den schweren Mann mit der Riesenkraft von Wuth und Verzweiflung niederdrückte, keuchte er aus gepreßter Brust:

"Wenn ich sterben muß, stirbst Du mit, Hund!"

Der Stuhlrichter wehrte ab mit Händen und Füßen, aber er fühlte, wie die eisernen Fäuste des Andern sich noch fester um seine Kehle spannten, wie ihm die Augen aus den Höhlen quollen — — da kam ihm der Knecht zu Hilfe, welcher die Thür aufgeschlossen und dann im Corridor wartend, den seltsamen Lärm gehört hatte. Er riß Raday von seinem Gegner los und es war hohe Zeit gewesen, denn Gabriel Förbö taumelte mit blauröthem Gesicht gegen die

Mauer und rang gewaltig nach Athem, dabei röchelte er heraus:

„Der Teufel — ist wieder — über ihn gekommen —
leg' ihn an die Kette, Jonas!“



Dann wankte er hinaus, der Knecht aber that wie ihm geboten war und der Gefangene leistete keinen Widerstand; nur als das kalte Eisen ihm das nackte Handgelenk berührte, zuckte er zusammen.

Der Stuhlrichter berichtete seinen Amtsgenossen, welchen

Erfolg die „Ausförschelung in Güte“ bei Niklas Raday gehabt habe und man war einig darüber, daß dieser in ganz hervorragender Weise vom Teufel besessen und wohl gar in dem Hegenbunde der Ober-Capitän sei. Man ließ ihn darum zunächst einige Tagen fast ohne jede Nahrung, um ihn mürbe zu machen und mit hohlen Wangen, tiefen Augen, fahl und schlotternd wurde er seinen Richtern hierauf vorgeführt. Aber innerlich war er nicht gebrochen, und da er seinen Feind vor sich sah, richtete er sich mit aller Kraft auf. Auf die Frage des Stuhlrichters gab er keine Antwort, dem Stadtdechant aber erklärte er auf Alles, was dieser ihm vorhielt:

„Ich habe nichts zu gestehen!“

„Dann erübrigt nur die peinliche Frage!“

Das Wort war wie ein Todesurtheil und der Inculpant biß die Zähne auf einander, als bereite er sich schon jetzt darauf vor, den Schmerz zu unterdrücken. Man führte ihn hinab in die unterirdische Kammer mit den finstern, dicken Wänden und seine Richter schritten hinter ihm drein. Ein Dunst von Blut wehte durch den Raum, der matt erhellt war durch eine Ampel, die von der schwarzen Decke niederhing und deren Schein seltsam über die furchtbaren Geräthe hinzuckte, die ringsum aufgestellt waren. Der Boden war feucht und schlüpfrig, dem Angeklagten wurden die Füße unsicher, es war ihm, als müßte er durch Blut waten und ein Schauer überrann seinen Leib.

Die Richter hatten sich an einem Tische unmittelbar unter dem Lichtschimmer niedergelassen und der Schreiber framte kaltblütig sein Handwerkszeug aus.

Es waren fünf Männer: Der Stuhlrichter, der Vice-Stuhlrichter, der Dechant und sein Coadjutor und außerdem der Secretarius und sie sahen schweigend zu, wie der Büttel seine Vorbereitungen traf. Ihre Gesichter waren ernst und eisern, wie die der Todtenrichter in der Unterwelt, nur über jenes des Stuhlrichters ging ein Leuchten befriedigten Hasses.

Nun wurden dem Inculpaten die Daumschrauben angelegt und langsam immer schärfer angezogen. Man hörte seine Zähne knirschend gegen einander schlagen und als das Blut unter den Nägeln hervorschoß, stöhnte er auf, doch da die Stimme des Stuhlrichters unheimlich durch den Raum erklang: „Niklas Radau, willst Du ein Geständniß ablegen?“ — da erwachte in dem Mißhandelten der ganze trotzigge Haß und laut, wenn auch mit zitternder Stimme rief er: „Nein!“ —

„Dann schreite man zu dem nächsten Grade!“ sprach der kalte, höhnische Richter und der Büttel that was seines Amtes war mit roher Gleichgiltigkeit. Er band den Unseligen mit den Armen an die fürchterliche Leiter, stellte sie schräg an der Wand auf und befestigte an den Füßen des Angeschuldigten die centnerschweren Eisengewichte. Der Leib lag auf den leichtbeweglichen Rollen ohne Hemmiß und Anhalt und nach unten zogen die fürchterlichen Lasten. Man hörte das unheimliche Knacken der Gelenke, den fürchterlichen Laut der gedehnten Muskeln und Sehnen, die bis zum Zerreißen angespannt waren und dann erst rang sich ein einziger herzerreißender Schrei von den Lippen des Opfers.

„Niklas Radau, willst Du ein Geständniß ablegen?“ klang wieder die eisige Stimme des Stuhlrichters.

„Ich will,“ stöhnte der Gemarterte.

„Das ist vernünftig von Dir — siehst Du wohl, wie man Dich mürbe macht! — Nimm ihm die Gewichte ab, Büttel, aber laß ihn fürsorglich hängen, wenn es ihn ja gelüsten sollte, noch einen Seitensprung zu thun!“

Der Knecht that, wie ihm geboten war.

„Nun, Niklas Radau, Du bist also mit dem Teufel im Bunde gewesen?“

„Ja, ja — auch mit seiner Großmutter und Urgroßmutter!“ keuchte der Gefolterte, übermannt von leiblichem Schmerz und heißem Jutrimm.

„Hört, hört!“ — rief der Stuhlrichter — „das ist

ja entsetzlich! Und Du hast mitgeholfen, das Wetter über unsere Weinberge und Aecker zu bringen?"

„Ja — Alles, was Ihr wollt!“

„Dann laß Dir sagen, Niklas Radau, daß Du so dumm gewesen bist, wie der Teufel selber, indem Du dein eigenes Rebland säuberlich verschont hast — das kommt Dich theuer zu stehen!“

Der kalte Hohn des Feindes schmerzte den Gemarteten tiefer, als der zerrissene Leib, seine Augen braunten und loderten wild und die Hände ballten sich.

„Auch meinen Mitschuldigen will ich Euch nennen!“ preßte er, von Aufregung überwältigt, mühsam hervor.

Der Stuhlrichter hatte sich erhoben und war näher zu ihm herangeretreten.

„Sieh, wie zahm und brav Du geworden bist! — Spitzt die Feder, Herr Secretarius, und merket wohl auf! — Nun, wer hat Dir denn beigestanden im Teufelswerke, he?“

Niklas Radau bäumte sich wild auf in den Seilen, an denen er noch hing und rief laut und schaurig:

„Deine eigene Tochter Ilka!“

Der Stuhlrichter taumelte und wankte, als ob ihn ein Keulenschlag vor die Stirn getroffen, dann, nach einigen peinlich stillen Sekunden, schrie er gleich einem Wahnsinnigen auf: „Glaubt ihm nicht, ihr Herren, er lügt!“

Der Mann auf der Leiter aber stöhnte:

„Sie hat ebensoviel Gemeinschaft mit dem Leibhaftigen, wie ich selber und zur Hexennacht auf dem St. Gerhardsberg (bei Ofen) war sie an meiner Seite!“

Die Feder des Schreibers kreischte über das Papier, Gabriel Förß hörte es, er sah hin nach den Gesichtern seiner Amtscollegen, die waren kalt und hart — da überkam ihn das Entsetzen, er stürzte auf die Knie neben der Leiter, an welcher noch immer Niklas Radau hing und hob die Hände gefaltet zu diesem empor:

„Nimm es zurück — das fürchterliche Wort! Sprich,

daß du gelogen hast aus Rache — — es kann ja nicht sein! Sieh, auf den Knien flehe ich Dich an, sage, daß es nicht wahr sei!“

Ueber das Gesicht des Gemarterten ging eine wilde Befriedigung.

„Bleibe liegen vor mir, so lange Du willst — ich habe nichts zurückzunehmen!“ preßte er hervor, der Stuhlrichter aber sprang in wildester Erregung auf, seine Brust feuchte und wahnsinnig kreischend befahl er dem Büttel:

„Zerreiß ihm die Glieder mit glühenden Zangen, brühe ihn ab mit siedendem Del, daß er die Lüge zurücknimmt!“

„Umsonst, Gabriel Föröb — wer keine Zunge mehr hat, widerruft nicht!“ stieß der Gefolterte heraus und mit der Kraft und Wuth der Verzweiflung biß er sich die Zunge durch und spie wild das Blut gegen das Gesicht des Feindes, der jetzt gleich einem zum Tode getroffenen Wilde aufstöhnte und besinnungslos mit der Stirn gegen den kalten feuchten Fußboden schlug.

In den Seilen an der Leiter hing gleichfalls bewußtlos der Leib des Niklas Rabay mit seinen schlaffen Gliedern und seinem blutenden Munde, durch die Stille des blutrünstigen Raumes aber klang hart, tonlos und kalt das Wort des Dechanten:

„Herr Vicesstuhlrichter, laffet das Weibsbild dingfest machen und thut Eure Pflicht!“

III.

Drei Tage später saß in den ersten Nachmittagsstunden der Schuster Barany vor der Stadt draußen auf einem Steine und starrete nachdenklich und ingrimmig zugleich nach den Dächern und den Thürmen hinüber. Seit man ihm sein Weib als Heze angeklagt hatte, war er ein gemiedener Mann und da er bei seinem Handwerk von der Hand in den Mund gelebt hatte, fehlte es bald an Geld und Brot

und unmutig warf er Pechdraht und Ahle beiseite. Seinen Jungen brachte er mit Mühe als Lehrling bei einem befreundeten Schlosser unter, er selbst füllte sich seine Flasche, schürte sein Bündel und wanderte aus.

„Den rothen Hahn könnte ich ihnen auf die Dächer setzen, damit sie alle schmoren müßten, wie mein armes Weib!“ grollte er, wie er so dasaß und als er wie im Unmuth über einen so frevelhaften Gedanken sich von der Stadt ab- und rückwärts wendete, sah er einen leichten Wagen mit drei Pferden bespannt im wilden Jagen herankommen. Der Kutscher war ein Bursche in Landestracht, im Wagen selbst saß ein junger, vornehmer Mann. Der mochte glauben, ein Bettler sitze hier an der Straße und warf ein Silberstück herüber, welches der Schuster zunächst gar nicht aufhob, sondern vom Sitz aufstehend, wie um besser sehen zu können, pfiß er durch die Zähne und murmelte:

„Aha — Der! Nun kommt der Alte doch los und ich hatte mich schon darauf gefreut, auch einen Vornehmen braten zu sehen!“

Er spuckte ingrimmig aus und stieß mit dem Fuße das Silberstück fort, gleich darauf aber besann er sich eines Bessern, hob es auf und steckte es ein, dann wanderte er hinaus gegen die Pforte.

Der Wagen jagte durch die Gassen und hielt vor dem Hause des Niklas Radau. Der junge, stattliche Mann sprang von dem Gefährt, gab dem Kutscher eine rasche Weisung und wandte sich gegen das Thor, aus welchem die alte Schaffnerin des Hauses bereits laut schluchzend ihm entgegenstürzte.

„Gelobt seien alle Heiligen, daß Ihr da seid, Herr Sandor!“ schrie sie auf, er aber zog sie hinein in den Flur und in die nächste Stube des Erdgeschosses.

„Was gibt es, Theres, was ist's mit meinem Vater? In welcher Gefahr schwebt er? Ich bin auf deine unklare Nachricht hin sofort abgereist und wie mit dem Winde ge-

jagt — wo ist mein Vater? — doch nicht krank, nicht todt?“

Er hatte die Worte hastig hervorgestoßen, das alte Weib aber brach jetzt auf dem nächsten Sitze zusammen, schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte heraus:

„Gefangen — angeklagt der Zauberei — o, ihr lieben Heiligen!“

Der junge Mann ward tiefblaß, er griff nach einer Stütze und seine Augen wurden seltsam groß.

„Mein Vater? — das ist unmöglich? Hier steckt eine verruchte Tücke dahinter — der Stuhlrichter — —“

„Ja ja, der Stuhlrichter!“ stöhnte das Weib und in abgerissenen Worten, wild und unklar kam es von ihren Lippen, die Geschichte mit der Schustersfrau und mit den Weinbergen und was damit zusammenhing.

„Und was ist jetzt mit meinem Vater?“

„Ich weiß es nicht? Herr Sandor — im Stadtturm sitzt er — weiter erfährt man nichts!“

Der junge Mann athmete tief auf.

„Ich will mir Gewißheit schaffen!“ rief er und so wie er war, eilte er hinaus und hinter ihm faltete die alte Schaffnerin die Hände und betete zu allen Heiligen und zum heiligen Stephan ganz besonders.

In Sandor Kaday regte sich der alte Haß heftiger als jemals gegen den Stuhlrichter, denn ihm war es sicher, daß hier nur ein böswilliger Racheact desselben vorliegen konnte, darum lenkte er die Schritte zu seinem Hause, um Rechenschaft zu fordern für das, was man seinem Vater angethan hatte. Die Gassen waren still, denn es lag ein unheimliches Bangen über der ganzen Stadt, nur Kinder spielten da und dort sorglos vor den Thüren und aus einem und dem andern Fenster sah man erschreckt, aufgeregt und wohl auch theilnahmsvoll dem jungen Manne nach.

Das Thor im Hause des Stuhlrichters war offen, im geräumigen Hausflur war es ruhig und Sandor eilte wild

die Treppen hinan. Nun trat ihm der alte Diener entgegen, aber er erschrak, da er ihn erkannte.

„Ihr, Herr Kaday — was wollt Ihr hier?“ stammelte er verwirrt und wich gegen eine Thür zurück, als ob er hier den Eingang wehren wollte.

„Den Stuhlrichter will ich sprechen und Rechenschaft begehren für eine furchtbare Gewaltthat. Weh ihm, wenn er sich nicht verantworten kann!“ rief erregt der junge Mann.

Wehmüthig sah ihn der Alte an, mit einem so seltsamen, traurigen Blicke und legte dabei den Finger auf den Mund, als wollte er den Andern um Stillschweigen bitten, dann winkte er ihm zu folgen, schritt voran durch das Gemach, vor dessen Thüre er gestanden und schlug eine Portiäre aus dunklem Stoffe zurück, so daß ein matt erhellter Raum sichtbar wurde.

„Hier ist der Herr Stuhlrichter!“ sprach er leise und ließ Sandor nähertreten. Im Hintergrunde des kleinen dämmerigen Zimmers stand ein Lager, auf welchem, in bunte Decken tief hineingewühlt, ein Mann sich hin- und herwälzte, stöhnend aus tiefster Brust und nun mit halbverglasteten Augen herüberstarend nach dem jungen Manne.

Dieser trat befremdet zurück, der Diener aber flüsterte:

„Er erkennt Euch nicht, er liegt besinnungslos seit drei Tagen und stöhnt und seufzt und schreit wohl auch auf wie im großen Schmerz, dann kommt wieder das Fieber und schüttelt ihn und wirft ihn hin und her — o Herr, das Unglück ist auch über uns gekommen!“

Sandor war zurückgetreten in das vordere Gemach, der Alte kam ihm nach und ließ die Portiäre wieder zugleiten, doch hörte man noch immer das ängstliche unheimliche Stöhnen und dazwischen sprach der Diener flüsternd weiter:

„Ja, seit drei Tagen! Da haben sie ihn so ins Haus getragen und gleich darauf kamen die Stadtknechte und nahmen unser herrliches Kind mit sich fort, schleiften unsere



süße Ilka durch die Gassen und sagten, sie sei eine Heye wie die Schustersfrau. O großer Gott, o heiliger Stephan!"

Dem Alten rannen die dicken Thränen über die gefurchten Wangen, Sandor aber athmete tief und schwer.

"Unsere Rechnung ist ausgeglichen, ich habe hier nichts weiter zu suchen! Tröste dich Gott, Alter!"

So sprach er mit gepreßter Stimme, dann ging er langsam und leise, als ob er den Kranken nebenan nicht

stören wollte, hinaus und die Treppen hinab und trat auf die Straße.

Aller Haß war mit einem Male aus seiner Seele verschwunden, seitdem er den unfeligen Mann da oben geschaut und sein qualvolles Stöhnen noch immer zu hören vermeinte. Was er auch seinem Vater mochte angethan haben, er wurde fürchterlich dafür gezüchtigt in seinem eigenen Kinde — der Himmel hatte die Sühne übernommen und menschliche Rache mußte schweigen.

Sandor eilte zu dem Viceschlichter und suchte ihn erhaltener Weisung gemäß im Amtsgebäude auf. Wie er durch den Corridor eilte, kamen ihm zwei Stadtknechte entgegen, welche ein bleiches junges Weib in ihrer Mitte führten. Es war von ergreifender Schönheit, mit dem rothen schmerzsuchenden Munde und den wunderbar tiefen dunklen Augen, die sich wie Hilfe heischend auf das Antlitz des jungen Mannes hefteten, der erstaunt und bis in die Seele getroffen, den Schritt anhielt. Den Blick hätte er nicht vergessen und wäre er hundert Jahre alt geworden! Ihm war, als müßte er die braunen, rohen Knechtsgesichter bei Seite schleudern und das süße, stille, bleiche Wesen an seine Brust reißen und mit seinem Herzblut vertheidigen — er hielt den Athem an, da sie vorüberschritt, vor Wonne und Weh, und mit pochendem Herzen blickte er ihr nach, bis sie am Ende des Corridors verschwand.

Und doch war sie das Kind des alten Feindes seines Hauses und eine angeklagte Heze — er wußte das, ehe man es ihm gesagt — und wenn noch ein Funke von Groll in seinem Herzen gewesen wäre, er wäre geschmolzen vor dem duldbenden, sehnsuchtsvollen, wunderbaren Blick dieses großen, reinen Frauenauges.

So trat er bei dem Viceschlichter ein, einem Manne von etwa 40 Jahren. Der erhob sich erstaunt und trat ihm entgegen:

„Ihr, Herr Kronanwalt?“

„Wie steht's mit meinem Vater?“

„So wißt Ihr noch nicht —“

„Was? daß er gefangen gesetzt, daß er thöricht und boshafter Weise der Zauberei angeklagt ist?“

„Auch, daß er ein Geständniß abgelegt hat?“

Sandor Raday fuhr zurück, wie vom einem Stich getroffen:

„Das ist nicht möglich — Herr des Himmels — Ihr habt ihn doch nicht peinlich befragt?“ —

Der Vicestuhlrichter senkte das Haupt und schwieg, der Andere aber schlug in heftigster Erregung beide Hände vor das Gesicht und stöhnte:

„Gefoltert! — Den alten, weich gearteten Mann — und ich war nicht hier, um ihn zu schützen! — — Und was soll nun mit ihm werden?“

„Dankt dem Himmel, Herr Kronanwalt, der es gnädig gemacht hat mit Eurem Vater. Das Gericht hätte ihn verurtheilen müssen zur Einäscherung, aber ihm ist's besser geworden —“

„Ihr habt ihn erwürgt im Kerker, mit kaltem Blute?“ schrie der gequälte Sohn auf.

„Nein, Herr Sandor Raday — er ward bewußtlos nach dem zweiten Grade in das Gefängniß zurückgebracht, erholte sich auch gegen Abend deselbigen Tags wieder, aber am andern Morgen fand ihn Jonas todt auf seinem Lager!“

„Todt! — O kann ich wenigstens noch einmal sein gutes, liebes Gesicht sehen?“

„Er ist bereits begraben!“

„Wo?“ — wie?“

„Wie einem Verurtheilten, einem geständigen Hegenmeister zutram — still, zur Nachstunde, außerhalb der Friedhofsmauer!“

„Wie ein elender, räudiger Hund!“ stöhnte der Kronanwalt und sank auf einen Sitz nieder, der Vicestuhlrichter

aber trat an's Fenster, er mochte diesen Schmerz nicht sehen, für den er kein Wort des Trostes geben konnte.

Sandor Raday war ein Mann, er rang mit seinem Jammer wie ein Riese und er bewältigte ihn. Nur ein Grauen faßte ihn vor solchen Gerichten und mit Schauder dachte er daran, daß es auch dem jungen Weibe bevorstehe, das eben seinen Weg gekreuzt hatte. Gefaßt erhob er sich und trat dem Beamten näher, der sich ihm wieder zukehrte.

„War die Jungfrau, welche aus Eurem Gemache kam, ehe ich eintrat, die Tochter des Stuhlrichters?“ fragte der Kronanwalt.

„Sie war es. Wir richten ohne Ansehen der Person und Euer Vater selbst war es, der unaufgefordert sie seine Mitschuldige nannte.“

„Mein Vater? — Das wäre ja entsetzlich — o er wußte nicht in seinem Schmerze, was er sprach, und wär' er nicht gestorben, er hätte es zurückgenommen!“

„Er hat sich selbst die Zunge durchgebissen, um nichts zurücknehmen zu können!“ Den jungen Mann schauderte es bis in die tiefste Seele, er ahnte den fürchterlichen innern Zusammenhang und er hatte das Gefühl, als müsse er die einzige Schuld, die sein Vater auf sich geladen, wieder gut machen. Er sprach das unumwunden aus und bat, man möge ihm gestatten, als Vertheidiger für Ilka Försß aufzutreten.

„Zhr, Herr Kronanwalt?“ fragte erstaunt der Beamte — „Zhr? Für das Kind Eures Feindes — für die, welche Euer Vater angeklagt hat?“

„Er wußte nicht mehr, was er that, ich aber weiß, was ich ihm und mir schuldig bin!“

„Das ist edel. Wenn auch, wie Zhr selbst wißt, bei der Hexerei als einem crimen exceptum ein Vertheidiger für gewöhnlich nicht zugelassen wird — ich will es Euch ermöglichen; aber Erfolg hoffet nicht!“

„Das steht bei Gott!“ sprach Sandor Raday feierlich, dann wandte er sich mit einem Dankesworte und ging — —

Schon am nächsten Morgen suchte und erhielt er in seiner Eigenschaft als Vertheidiger Zutritt zu Ilkas Gefängniß. Es war nicht viel besser, als jenes, in welchem sein Vater geschmachtet hatte, nur ein wenig größer, ein wenig lichter, und das Wohlwollen oder eine freundliche Regung des



Schließers hatte über das harte Lager eine grobe Koxe gebreitet. Die Jungfrau sah erstaunt auf, als der Kronanwalt eintrat und eine feine Röthe lief über die zarten Wangen.

„Ich bin Sandor Maday und komme zu Euch, weil ich es übernommen habe, Euch zu vertheidigen,“ sprach er

einfach und beinahe besungen von dem Liebreiz der vor ihm Stehenden.

Alta faltete unwillkürlich die Hände vor der Brust und ihre tiefen schönen Augen schimmerten:

„Ihr — der Sohn Niklas Radaſ's — Ihr wollt mich vertheidigen?“

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt. O, vergebt meinem armen Vater, der in seiner Qual und Todesnoth gewiß nicht wußte, was er sprach. Ich aber will Euch vertheidigen, weil ich die Mäner meines Vaters versöhnen will und weil Ihr unschuldig seid!“

Ein Strahl der Seligkeit zuckte über ihr Angesicht.
„O, Ihr seid davon überzeugt?“

„Ich bin es, denn ein Auge, wie das Eure, hat die Sünde nie gesehen und Euer Antlitz ist wie das eines Engels, nicht wie jenes der Genossen des Teufels!“

Der jungfräuliche Busen hob und senkte sich rascher und aus den Augen löste es sich wie schimmernde Perlen, indeß sie mit halberstickter Stimme sprach:

„O habt Dank! Es thut so wohl, wenn man sich nicht ganz verlassen und verworfen weiß. Doch — wagt Ihr zu hoffen?“

Die Frage war hange und zögernd über die lieblichen Lippen gekommen und sie heftete den Blick groß und ängstlich auf ihn.

„Die Hilfe steht bei Gott,“ entgegnete er ernst, „ich aber werde thun, was in meinen Kräften steht, um Euch zu retten vor den Folgen eines unseligen Wahnes. Das Euch zu sagen, kam ich hieher, damit die Hoffnung Euch diese fahlen Wände freundlicher mache. Habt Muth und Vertrauen, denn ehe ich Euch untergehen lasse, wage ich das Neueste und müßte ich mit Euch und für Euch verbluten!“

Ein wunderbares Gefühl übermannte ihn, als müsse er das süße, herrliche Wesen jetzt an seine Brust reißen und hinaustragen auf seinen Armen und mit ihm flüchten

bis an das Ende der Welt, und auch durch den Leib des minniglichen jungen Weibes rann ein wonniger Schauer — zwei Herzen überkam es in den engen Mauern mit einemale wie ein Segen von oben — da klorrte draußon der Schlüsselbund des Knechts und der goldene Zauberhauch, der eine selige Secunde lang das düstere Gemach durchleuchtet hatte, schwand vor der Wirklichkeit.

„Seid stark und vertrauend!“ sagte er noch, dann neigte er sich vor ihr, und gleich darauf hallte sein Tritt draußon auf dem Corridor. Ilka aber sank auf ihr Lager und ihre weißen Hände falteten sich wie zum stillen Gebet.

Tags darauf führte man sie vor ihre Richter. Es waren dieselben ernsten, finstern Männer, welche Niklas Raday gerichtet hatten, nur der Stuhlrichter fehlte; seitwärts von dem Richtertische aber saß der Kronanwalt und seine Blicke ruhten trostvoll und klar auf seinem schönen Schützling. Ilka war bleicher als gewöhnlich, so daß die herrlichen, dunklen Augen noch größer erschienen, aber sie trat ruhig und aufgerichtet an die Schranken und selbst der Vicesstuhlrichter schien berührt zu werden von der keuschen Anmuth dieses jungen Weibes, denn minder rauh und strenge that er die üblichen Fragen — sie aber lehnte jedes Geständniß ab.

Da nahm der Dechant das Wort; hart und frostig kam es von seinen Lippen, abgemessen und kurz, kalt und tödtlich:

„Was brauchen wir ein Geständniß? Die Beweise sprechen — die Aussage eines Sterbenden, der sie selbst in der Hexennacht auf dem Gerhardsberge gesehen hat — und außerdem, seht hin, schamlos und offen trägt sie das stigma diabolicum, das Hexenmal!“

Er wies mit dem hageren Zeigefinger nach dem Halse der Angeklagten, wo ein kleines braunes Mal, winziger als eine Erbse, von der weißen sammtenen Haut sich abhob, welches Ilka wie erschreckt jäh mit der Hand bedeckte.

„Ei, seht, wie sie es verbergen möchte! Prüft es doch und seht zu, ob Blut fließt, wenn es mit der Nadel durchbohrt wird! Büttel thue Deines Amtes!“

Der Knecht trat aus dem Hintergrunde heran und ergriff eine lange Nadel, welche auf dem Tische lag und näherte sich dem Mädchen, das leise zusammenschauerte und dem eine tiefe Röthe Gesicht und Nacken überflutete bei dem Gedanken, daß eine rohe, schamlose Hand sie antasten würde. Es kam nicht dazu, denn gedankenschnell stand der Kronanwalt zwischen ihr und dem rohen Manne und rief laut und kräftig:

„Ich protestire als Vertheidiger gegen dies Verfahren! Was wollt Ihr hier die thörichte und zwecklose Form anwenden? Blutet das Mal nicht, weil der Büttel nicht tief genug zugestoßen, so ist Euch das ein Beweis der Hexerei. Blutet es, dann sagt Ihr: Seht, der Teufel hat es bluten lassen, um sie zu retten! Ja selbst wenn kein Mal an diesem reinen Leibe wäre, so würdet Ihr sprechen, der Teufel hat es eben ausgelöscht. Was soll dann die ganze schamlose Proceedur? Das ist kein sachliches Gerichtsverfahren, das ist ein Verderbenwollen um jeden Preis, das der Menschheit unwürdig und verwerflich ist. Wer heißt Euch überhaupt zu richten nach dem fürchterlichen Buche des deutschen Dominikaners? Haben wir nicht unser eigenes Recht, das milder und gesitteter, menschenwürdiger und vernünftiger ist? — Noch gilt in Ungarn, so viel ich weiß, das Gesetz des hl. Stephan, gemäß welchem selbst eine offenkundige Hexe bei ihrer ersten Schuld nur in die Kirche gebracht und von dem Priester durch Milde und Sanftmuth auf den rechten Weg zurückgeführt werden soll. Wo habt Ihr Milde und Sanftmuth geübt gegen meinen Vater, wie gegen diese Jungfrau hier? — Oder sagt Ihr, das Gesetz des hl. Stephan sei veraltet, so verweise ich auf jenes des Königs Koloman, der überhaupt von dem Vorhandensein von Hexen nichts wissen will oder auf Ungarns bedeutendste Stadtrechte, wie

das Ofener, das eine überführte Hexe mit einem Judenhut auf dem Kopfe an den Pranger stellt, sie abschwören läßt und dann freigibt. Warum Rohheit und Härte, wo die Milde ausreicht? Warum blinder Fanatismus anstatt klarer Vernunft? — Seht in dies Frauenauge und wenn Ihr darin nicht die Unschuld geschrieben findet, dann müßt Ihr selbst verblindet sein und ich sage Euch, wenn Ihr hier verurtheilt, wird dies Angesicht Euch einst an den Pforten des Himmels entgegentreten als Engel und Euch zurückweisen von dem Anschauen des Allerhöchsten!"

Der Bicestuhlrichter senkte das Haupt, der Dechant aber rief:

„Da seht Ihr, daß sie eine Hexe ist! Sie hat's ihm angethan mit ihren Augen. Und wie wollt Ihr das Zeugniß Eures eigenen Vaters entkräften, Herr Kronanwalt?“

„Weil ich jedes Zeugniß verwerfe, das durch die Folterqual erpreßt wird. Legt die Hand auf's Herz und gesteht Euch ehrlich, daß Keiner unter Euch die Qualen jener dunklen Kammer ertrüge und daß Ihr selbst, wenn Euch die Glieder zerrissen und verbrannt würden, die ärgsten Frevel gestehen würdet, an die nur zu denken Ihr sonst schaudert. Mein Vater aber lag — weh, daß ich als sein Sohn es sagen muß, — im Banne eines unglückseligen Hasses und sein Richter war zugleich sein Todfeind. Was wollt Ihr auf ein solches Zeugniß geben, wenn Ihr ehrlich richten wollt? Ich, der Sohn, der seinen Vater geliebt hat, entkräftete sein Wort, und bin zum Reinigungseid bereit für diese!“

Der Dechant schwieg einen Augenblick, dann sprach er:

„Herr Bicestuhlrichter, was dünket Euch? — Ich vermeine, die Satzungen der heiligen Kirche stehen über allen alten und neuen Gesetzen, welche der Herr Kronanwalt angeführt hat und sie hat gesprochen durch den erleuchteten Mund des Verfassers des „malleus maleficarum“. Laßt uns darnach weiterfahren!“

Der zweite geistliche Beisitzer nickte zustimmend, der Schreiber zuckte leicht mit den Achseln und der Vicestuhlrichter seufzte leise.

Dann nahm die Verhandlung ihren Fortgang, immer wieder erhob Sandor Rada'y seine Stimme, herzensewarm und rechtskundig, aber die finstere Härte hatte jene Gewalt, die in den Tagen der Vorzeit vor Recht ging, und da ein Geständniß der Angeklagten nicht zu erreichen war, ward zuletzt auch über sie „die peinliche Frage“ verhängt.

Ein kalter Schauer durchrieselte Ilka bei dem Gedanken — sie, die kein Thierchen quälen konnte, welcher die Marter des bunten Falters Schmerz verursachte, sollte selbst dem Entsetzlichen preisgegeben werden. Hilfsflehend slog ihr Auge nach ihrem Bertheidiger. Der stand hochaufgerichtet, das schöne, stolze, edle Antlitz den Richtern zugekehrt:

„Gebt eine Gnadenfrist von nur zwei Tagen, ihr Herren — der Himmel ist vielleicht barmherziger als Ihr und thut ein Wunder, sie zu retten — um ihres Vaters willen gebt die Frist!“

Der Vicestuhlrichter sprach sich für Gewährung aus, die andern widersetzten sich nicht, vielleicht um nicht ganz hart gescholten zu werden, vielleicht auch bewogen durch die Erinnerung an ihren kranken Collegen. So ward Ilka wieder zurückgeführt nach ihrem Gefängniß, aber sie hatte noch einmal vorher ihr Auge dankbar auf ihrem Bertheidiger ruhen lassen und einen Strahl seines Blickes gleich einem Hoffnungschimmer mitfortgenommen.

IV.

Etwas drei Stunden unterhalb Szegedin stand hart an der Theiß ein kleines, in sich zusammengesunkenes Haus mit braunem Strohdach und winzigen Fenstern, die nach dem spiegelgliden Flusse hinausfahen. So ärmlich es war, es barg ein junges Glück, ein Menschenpaar, das kaum zwei

Jahre einander angehörte und hier weltverloren und einsam von der Arbeit seiner Hände lebte und sich des kleinen Knaben freute, der eben anfing, seine ersten Gehversuche zu machen. Das war der Fischer Gergely und sein dunkeläugiges Weib.

In jenen Julitagen, da in Szegedin die Herzen aufgeregert waren über die vermeintliche Teufelsaat, die über



Nacht gleichsam hier aufgegangen war, lebten sie ruhig im gleichmäßigen Glücke, einen Tag wie den andern, und wußten nichts von dem Blutdunst und dem Qualm des Scheiterhaufens, der in der Nachbarschaft die Gemüther ängstigte und aufregte.

So saßen sie auch an einem Morgen vor der Thür des Häuschens: Gergely flichte seine Netze und das hübsche dunkeläugige Weib, zu dessen Füßen der Kleine im Sand

und Gras sich vergnüglich wälzte, reinigte Gefäße; beide aber sangen fröhlich und hell in die sonnige Welt hinein. Hinter dem Hause dehnte sich weithin die braune Ebene, vor ihm zog blinkend wie ein breites Silberband der majestätische Fluß und drüber lag wie eine tiefblaue Glocke der herrliche Morgenhimmel. Auf der gelben Straße, welche hier die Theiß entlang lief, kam ein Reiter; wo der Weg aber abbog hinüber gegen die Puszta, verließ er ihn und sprengte gerade fort, heran gegen das kleine Fischerhaus. Als man ihn mit scharfem Auge erkennen konnte, sprang der Fischer auf und ließ die Netze fallen; freudig aufjauchzend rief er seinem Weibe zu:

„Herr Sandor Raday kommt!“ und gleichzeitig lief er auch schon dem Reiter entgegen, der rasch sich aus dem Sattel schwang und dem schlichten Manne herzlich die Hand reichte. Der Fischer nahm das Pferd am Zügel und neben einander kamen beide näher an das Häuschen, wo ihnen das Weib mit dem Knaben auf dem Arme erröthend entgegentrat. Da sprach der Mann:

„Hier seht Ihr mein ganzes Glück, Herr Sandor, und das verdank ich Eurem Vater. — Gott segne ihn, den guten Herrn — wie geht es ihm?“

Ein Schatten lief über das Gesicht des Kronanwalts:

„So habt Ihr nichts gehört in Eurer Einsamkeit? Mein Vater ist todt!“

Der Fischer erschrak so, daß er sich entfärbte.

„Todt? — ja, seht, wir kommen Monate lang nicht von unserem Häuschen und sehen hier keine Leute, als die auf den Schiffen vorbeifahren. O, daß ich das nicht weiß, wann es geschehen ist, und nicht hinter seinem Sarge gehen konnte! Wie oft habe ich's nicht meiner Suzy erzählt, wie er mich als armen Jungen in sein Haus genommen und mich gehalten hat — weiß Gott — nicht wie seinen Diener und wie er mir dann hier das Häuschen kaufte, damit ich mein Schätzchen hier aus Debreczin heimholen

konnte — o du lieber Gott! — Aber geh' hinein, Suzy, schmore einen Fisch für den gnädigen Herrn — ganz frisch gefangen — geh, geh!"

Das Weib mit ihrem Kinde entfernte sich, Sandor Raday aber sagte:

„Komm, Gergely, laß uns dort unten am Flusse nieder-sitzen, ich habe mit dir zu reden und Dich um einen Dienst zu bitten!“

Der Fischer band das Pferd, das er noch am Zügel hielt, an einen Pflock nahe am Hause, dann schritt er hinter dem Kronanwalt her, bis dieser anhielt, sich auf einem kleinen Erdhügel niederließ und Gergely aufforderte, sich neben ihn zu setzen.

„Gergely, glaubst Du, daß mein Vater ein Hexenmeister gewesen ist?“ fragte er. Der Fischer fuhr blaß und entsetzt auf und starrte mit großen Augen den Fragenden an.

„Alle Heiligen des Himmels mögen mich bewahren! Für Euren Vater lege ich heute noch meine Hand ins Feuer — er war so brav und rechtschaffen wie nur Einer!“

„Und doch ist er angeklagt worden und ist gestorben — weil sie ihn zu Tode gemartert haben.“

Gergely schrie wild auf vor Entsetzen.

„Bleibe ruhig — das ist vorbei — und ich freue mich, daß du, der einfache Mensch aus dem Volke, nicht an seine Schuld glaubst. Dann weißt Du aber auch, daß selbst das sogenannte heilige Gericht sich irren kann und daß es mitunter ein Verdienst ist, ihm ein Opfer zu entreißen.“

„O für Euren Vater wär' ich selber in den Tod gegangen!“

„Das ist zu spät, aber um der Ruhe seiner Seele willen ist es nöthig, daß eine Jungfrau, welche gleichfalls der Hexerei beschuldigt wird, befreit werde, ehe die Qual der Folter ihr ein falsches Geständniß entreißt. Glaubst Du mir, daß ich nur für die Unschuld eintrete?“

„Ja, Herr!“ sagte treuherzig der schlichte Mann und legte die braune Hand auf sein Herz.

„Und willst Du mir um meines Vaters willen helfen, sie zu retten?“

„So wahr mir Gott einst gnädig sein soll!“

„Dann merke auf! Morgen in der Nacht um die erste Stunde sollst Du mit Deinem Kahn hart unter dem großen Stadtthurm sein und achte darauf, daß du mit größter Vorsicht anlegst. . . Wir haben Neumond und die Nacht ist dunkel und günstig für ein solches Vorhaben. Ich selbst führe Dir die Jungfrau zu, so Gott will, und wir eilen stromabwärts, so daß wir beim Morgengrauen weit weg sind, gegen Zenta, dann Sorge ich für das Weitere. Lege in dein Fahrzeug einige Decken, denn die Nacht ist vielleicht kühl und sprich nicht davon zu Deinem Weibe! Die Sache bleibe zwischen uns Beiden! Kann ich auf Dich rechnen?“

„Ja, Herr — so lang ich lebe, immer!“ sprach der Fischer und legte seine Hand in die dargereichte des Kronanwalts, dann erhoben sich beide und gingen langsam der Hütte zu, wo Frau Suzy mit rothen Wangen am Herd stand und der Fisch lustig über dem Feuer schmorte.

Am Abend desselben Tages saß Jonas der Schließer allein in seiner Stube im alten Gerichtsbau. Er hatte einen Krug mit Wein vor sich stehen auf dem rohgezimmerten Tische und starrte hinaus durch sein vergittertes Fenster auf die enge, stille Gasse, in welcher es allmählig finster wurde. Er hatte noch einmal die Kunde gemacht bei seinen Gefangenen, die Thore verschlossen und so war sein Tagewerk gethan, er konnte seinen Gedanken nachhängen. Dabei kam ihm sein Dasein so recht elend und jammervoll vor, denn er hatte keine Freude vom Leben, war selbst wie ein Gefangener und sah nichts als jeden Tag Trübsal, Elend und Verbrechen. Das Schlimmste aber für ihn war, daß er kein hartes Gemüth besaß und daß ihm mitunter fast selber das Herz wehthun wollte — zumal in diesen Tagen, da sich sein

Haus unheimlich bevölkerte mit Hexen und Zauberern, da doch mitunter ein verlorenes Stöhnen von den düstern unterirdischen Kammern an sein Ohr drang und da man von hier aus die armseligen, zusammengebrochenen Opfer hinaus schleppte zum Feuertode. Bei Manchem wollte es dem schlichten Manne nicht in den Sinn, daß er im Bunde mit dem Bösen sein sollte, so bei dem alten weißhaarigen 82jährigen Stadtrichter, den man vor einigen Tagen auf dem schauerlichen Karren zum Scheiterhaufen geschleift hatte und neuerdings auch bei dem schönen, bleichen Mädchen, der Tochter des Stuhlrichters.

Und wie er so sann und dazwischen wieder den Krug als Tröster handhabte, senkte sich allgemach die Sommernacht nieder über die Stadt und in die Gasse und webte den grauen, lichtlosen Schleier um die Thürme und Dächer und draußen war es tieffstille geworden — Szegedin schloß mit seinen fleißigen Bewohnern, die zeitig am Morgen an die Arbeit gingen und darum schon früh am Abend die Ruhe suchten.

Da klang am Thore des Gerichtshauses der Klopfen, nicht dröhnend und hart, wie wenn jemand das Recht hat, Einlaß zu begehren, sondern schüchtern wie bei einer Bitte. Jonas horchte auf, als aber das Klopfen sich wiederholte, entzündete er eine Laterne, nahm den Schlüsselbund und schlürfte durch den Flur. An dem Eichenthor war ein kleiner Schieber, den zog er zurück und lugte hinaus; draußen stand eine gebeugte Gestalt, wie die eines alten Mannes, den Kopf zwischen die Schultern gezogen und eingehüllt in einen leichten dunklen Mantel. Als der Schieber klang, sagte eine halblaute Stimme:

„Daß mich ein, Jonas, ich habe Wichtiges mit Dir zu reden!“

Dem Schließer kam die Stimme nicht unbekannt vor, doch wußte er im Augenblick nicht, wem sie angehöre, darum frug er:

„Wer seid Ihr denn?“

„Sandor Radaſy!“ klang es von draußen und eine Secunde lang richtete sich die gebeugte Geſtalt empor, Jonas aber öffnete nun ſogleich das Thor und ließ den Anderen ein, indem er ſich vor ihm tief verneigte.

„Herr Kronanwalt!“

„Still, Jonas! Komm in deine Stube — du biſt doch allein?“

Der Schließer nickte und nachdem er das Thor wieder geſchloſſen, ſchritt er mit der Laterne voraus; Sandor Radaſy folgte und unheimlich ſchwankten die großen ſchwarzen Schatten der Beiden in dem düſteren Flur. In dem Gemache angekommen, ſtellte Jonas ſeine Leuchte auf den Tiſch neben den geleerten Moſtkrug, welchen er beiseite ſchob und wiſchte mit der flachen Hand einen Stuhl ab, den er für ſeinen Gaſt zurechtrückte.

Der Kronanwalt aber griff in die Taſche ſeines Mantels, zog ein lebernes Säcchen hervor und ſtellte es klingend vor ſich hin. Dann öffnete er es und hielt es gegen den Andern hin, indem er den Schein der Laterne drüber ſpielen ließ.

„Was iſt das, Jonas?“

Die Augen des Schließers leuchteten gierig:

„Blanke Kremniſer Dukaten!“

„Sind zweihundert — wohlgezählt — und ſie ſind Dein, wenn Du wiſſſt!“

„Warum ſollt' ich nicht wollen, Herr,“ ſagte der Mann mit vor Erregung zitternder Stimme, „ein Verbrechen begehrt Ihr doch nicht von mir!“

„Nein, Jonas, im Gegentheil — Du ſollſt ein Verbrechen hindern helfen, und wenn's gelingt, erhältſt Du noch hundert Dukaten!“

Der Schließer rückte ungeduldig auf ſeinem Sitze, ihm ſtimmerte es vor den Augen wie lauter Gold.

„Redet, Herr!“



„Es wird nicht viel verlangt von Dir und ich will kurz sein. Du sollst morgen Nachts die Thüre von Ilka Föröb's Kerker öffnen und mich sie hinausführen lassen, hinab gegen die Leiß, wo für das Weitere gesorgt ist. Eine Verantwortung trifft Dich nicht, denn die Thüren sind am Morgen wie gewöhnlich verschlossen und von dem Gitter ihres Gefängnißfensters kannst Du einen Strohwisch flattern lassen, dann glaubt alle Welt, daß der Böse selbst die Heye befreit hat. — Bedenke, 300 Dukaten — und die Tochter des Stuhlrichters ist unschuldig!“

Jonas kraute mit beiden Händen in seinem wirren Haupthaar, dann langte er nach dem Krüge, als müsse er

darans sich seinen Entschluß holen — aber der war leer und unmuthig schob er ihn wieder weg.

„Dreihundert Dukaten — 's ist viel Geld für einen armen Teufel und könnt' Einen glücklich, vielleicht auch unglücklich machen! Und ich bin ein ehrlicher Kerl gewesen mein Leben lang und möchte meine Seele nicht verkaufen, auch nicht für 300 goldene Krennitzer — aber, ich glaub's selber, das Weibsbild ist unschuldig, wie die Mutter Gottes — und das ist's, Herr, warum ich's thun will. Aber es hat einen bösen Haken.“

„Wie so?“ fragte erregt der Andere.

„Das Fräulein ist krank. Das letzte Verhör — Ihr seid ja dabei gewesen — hat sie mächtig angegriffen, seitdem liegt sie still bei Tag und Nacht und schläft nicht und ist nicht, verlangt nur immer Wasser und wieder Wasser, und wenn ich vorbeisichleiche an ihrer Zelle, höre ich sie stöhnen: Mein Kopf, mein armer Kopf. Dabei kann sie nicht auf den Beinen stehen, so schwach ist sie — aber so lieb und freundlich!“

„Dann trage ich sie auf den Armen, aber um so nothwendiger ist's, daß sie der drohenden Qual entzogen wird! Also ich darf auf Dich zählen, Jonas!“

„Ja, Herr, ich will Euch einlassen um Mitternacht und will Euch die kleine Thüre öffnen nach dem Strauß hinaus, zum Weiteren helfe Gott! — Aber vergeßt mir die Dukaten nicht!“ setzte er etwas verlegen bei.

Sandor Radaay griff in den Beutel und holte eine Anzahl blinkender Goldstücke hervor, die er dem Schließer reichte:

„Auf Abschlag!“

Gierig griff dieser danach, der Kronanwalt aber schob den Beutel in die Tasche, schlug den Mantel zusammen und verließ, gefolgt von Jonas den Raum.

Die nächste Nacht kam, trübe und sternenlos, als ob der Himmel selbst der Unschuld beistehen wollte.

Ungesehen betrat der Kronanwalt nach Mitternacht das düstere Gebäude, in dessen festem Thurme Ilka's Gefängniß lag und ohne Zögern nahm Jonas den Schlüsselbund und die Laterne. Nun schritten sie durch die düsteren Gänge, leise und schweigend und Sandor glaubte den eigenen Herzschlag zu hören.

Das Mädchen war von dem Schließer vorbereitet und als der Schlüssel sich im Thürschloß drehte, erhob sie sich von ihrem Lager und starrte nach dem Eingang, wo jetzt die hohe stattliche Gestalt des Kronanwalts erschien, während der matte Lichtschimmer aus der Laterne durch den düstern Raum suchte und das milde, weiße Antlitz hell aus dem Dunkel hervortreten ließ. Da sie ihrem Befreier entgegen eilen wollte, schwankte sie und wäre umgefallen, wenn er sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte.

„Sprecht jetzt nicht, seid ruhig, es wird Alles gut!“ flüsterte er und gleich einem Kinde hob er sie empor, schlug seinen Mantel um den wonnigen Leib, der sich warm, regungslos und still an ihn schmiegte und so trug er sie durch den Corridor und Jonas eilte ihm voraus. Es ging eine dunkle Treppe hinab und wiederum durch einen schmalen Gang, wo er behutsam gehen mußte, um nicht mit der lieblichen Last anzustoßen und dann standen sie vor der kleinen eisernen Pforte, welche gegen die Theiß hinaus führte. Man hörte das leise Rauschen des Wassers.

Jonas hob die Eisenstange, welche zuerst vor der Thür lag, aus den Fugen, dann sperrte er vorsichtig das Schloß auf, indem er flüsterte: „Ich hab's am Tage mit Del bestrichen, damit es nicht kreische!“

Leise öffnete er die Pforte und lugte hinaus. — Alles war still, nichts zu erblicken, als unten auf der Theiß im Schatten des Thurmes ein schaukelnder Kahn.

Nun öffnete der Schließer, die Luft kam kühl und kräftigend vom Wasser her und ein Nachtvogel schrie heiser. Sandor Kaday ließ einen Beutel in die Hand des Mannes

gleiten, dann trat er hinaus und hinter ihm schloß sich geräuschlos die eiserne Thüre. Er athmete tief auf und unwillkürlich drückte er seine süße Last fester gegen das pochende Herz. Schweigend und ohne sich zu rühren, ruhte sie in seinem Arm und es war ihr wie ein seltsamer, aber wunderbarer Traum, den sie hätte fortträumen mögen, um nie mehr daraus zu erwachen.

Aus dem Kahn im Thurmschatten erhob sich der Fährmann. Er sah einen Augenblick das feine, weiße Gesicht der Jungfrau und fast erschrocken raunte er: „Das ist des Stuhlrichters Tochter!“

„Still,“ gebot ihm der Kronanwalt, der schon in dem Fahrzeug stand und Ilka leise niederlegte auf die weichen Decken, welche Gergely in großer Zahl mitgebracht hatte; mit seinem Mantel deckte er sie zu und hüllte sie ein wie ein krankes Kind. Da ging ein Lächeln über ihr Gesicht, das er trotz der Dämmerung sah, weil er sich tief zu ihr niederbeugte hatte und sie flüsterte:

„O, habt Dank, habt tausend Dank!“

„Ruht jetzt, versucht zu schlummern, die Luft wird Euch wohl thun!“ sprach er milde, dann setzte er sich neben den Fährmann, leicht griff das Ruder in die Wellen und mit der Strömung glitt der Kahn schnell an Szegedin hinab und hinaus ins freie Feld.

Leise redete der Kronanwalt zu dem Fischer:

„Höre, Gergely, die Sache liegt anders, als ich meinte und rechnete. Die Jungfrau ist recht krank und verträgt keine weitere Fahrt und Flucht, sie bedarf dringend der Ruhe — Du mußt sie bei Dir aufnehmen, bis sie kräftiger ist und weiter gebracht werden kann.“

„Aber, Herr — sie ist die Tochter des Stuhlrichters!“

„Um so besser. Weil Du den Stuhlrichter hassst als treuer Diener meines Vaters, wird man sein Kind am wenigsten bei Dir suchen, wenn es überhaupt Jemandem

einfällt, nach der Entflohenen zu forschen. Und sie hat ja keinen Theil an dem, was ihr Vater gethan hat!"

"Wohl, Herr — ich will sie aufnehmen und mit Suzy getreulich hüten und pflegen — aber was sagen wir meinem Weibe, wenn wir nächtllich ankommen."

"Sage, es handle sich um eine von mächtigen Feinden Verfolgte, welche Schutz braucht. Weiber sind mitleidig und Suzy wird stolz darauf sein, Schutz gewähren zu können ;



hüte Dich aber davon zu reden, daß man das Mädchen als Hexe angeklagt — Weiber sind abergläubisch und Suzy würde ängstlich und darum unfreundlich werden!"

"Ich wills so halten, Herr — Ihr könnt Euch darauf verlassen!"

"Ich weiß es und es soll Dein Schaden nicht sein!"

Die Sache war abgemacht zwischen den beiden Männern und Sandor sah sich nach Ilka um. Sie lag ruhig, wie es schien, mit geschlossenen Augen und schlafend. Aus den Wolken brach da und dort jetzt ein glitzernder Stern, die

Wellen fangen leise um den Kahn und rasch glitt die Gegend an den Ufern fort, bis man bei dem kleinen Hause anlangte, aus dessen niedrigem Fenster ein matter Schein herausdämmerte. Als das Boot landete, erhob sich Ilka langsam. Der Kronanwalt wollte sie auf's Neue tragen, aber verschämt bat sie:

„Laßt mich gehen, ich fühle mich etwas kräftiger!“

Er hob sie auf den Strand, und auf seinen Arm gestützt, schritt sie langsam, wankend dahin, indeß er leise ihr mittheilte, daß sie hier vorläufig ein Asyl finden solle zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit; sie sei bei treuen, guten Leuten, wohlgeborgen — doch möge sie aus Gründen der Vorsicht dem Weibe gegenüber schweigen über ihre Zukunft und ihre Schicksale. Sie flüsterte nur immer auf's Neue wieder:

„O, wie gut Ihr seid!“

Gergely war vorausgeeilt, mit wenigen Worten wußte Suzy, um was es sich handle und bald darauf lag Ilka so gut gebettet, als es die armen Fischersleute vermochten. Der Kronanwalt war von ihr gegangen mit der Versicherung, daß er am nächsten Tage wiederköhre und Gergely ruderte ihn noch einmal hinauf gegen Szegedin.

„Armer Bursche,“ sagte Sandor Kaday, „Du mußt diese Nacht tüchtig zugreifen, aber es nützt nichts, ich muß morgen früh in der Stadt sein und mich den Leuten zeigen, damit sie keinen Verdacht schöpfen!“

„Ei, Herr, meine Arme halten's aus und stromab läuft ja der Kahn von selbst!“ erwiderte der brave Mann und kräftig zwang er sein Fahrzeug den Wellen entgegen unterstützt von dem Kronanwalt, der gleichfalls die Ruder führte.

V.

Das ging wie ein Lauffeuer durch Szegedin! Am Morgen, als der Schließer in ihr Gefängniß trat, war es leer. Das Schloß war fest zu gewesen, aber am Fenster-

kreuz hing spöttlich flatternd ein Strohwißch und in dem Gemache roch es nach Schwefel und Pech — es war kein Zweifel, der Teufel hatte seine Buhle geholt, um sie vor der Marter zu bewahren. Noch mehr wurde erzählt: Man wollte unheimliche Gestalten in der Luft gesehen haben, auch einen Schrei wie von einem Raubvogel, aber gellender, höhnißch . . . Die Leute schlugen das Kreuz, wenn davon gesprochen ward. An Naheliegendes dachte Niemand.

Der Vicestuhlrichter war nach dem Gefängnißthurm gegangen, hatte die Zelle aufgesucht, den flatternden Strohwißch selbst gesehen und schnupperte in der Luft, um auch noch etwas von dem Teufelsstank zu riechen. Dann entfernte er sich. Unter dem Thor traf er mit dem Kronanwalt zusammen, der eben Einlaß begehrt hatte, um als Vertheidiger der Inculpatin sich über den Thatbestand zu vergewissern.

„Da seht Ihr, da habt Ihr's augenscheinlich, Herr Sandor Radaý — sie war doch eine Hexe!“

Der Angeredete zuckte die Achseln, was bedeuten konnte „möglich!“ aber was man auch anders verstehen konnte. Er erwiderte: „Eins ist gewiß — meine Thätigkeit ist hier zu Ende, wie die Eure, und da mir der Boden hier unter den Füßen brennt, reise ich noch heute ab. Gehabt Euch wohl, Herr Vicestuhlrichter!“

Der Andere dankte und hinter ihm klang die Eisenpforte, die Jonas versperrte. Nicht lange darauf verließ auch der Kronanwalt das Haus, der Schließer aber stellte ein zweites ledernes Säckchen neben das erste in die verborgene Mauernische hinter seinem Herd und grinst vergnügt in den Bart.

Am Abend dieses Tages traf Sandor Radaý bereits wieder in der Hütte Gergelys ein und berichtete, wie der Aberglaube und die Dummheit des Volkes selbst für Ilka's Sicherheit wirke.

Ein lebhafter Hauch der Freude ging über die blaffen

Wangen des Mädchens, als er zu ihr trat und sie streckte ihm die feine weiße Hand entgegen, die er zwischen seine beiden Hände nahm, indem er fragte:

„Wie geht es Euch?“

„Ich fühle mich besser, nur schwach!“

„Dann sollt Ihr hier rasten, bis Ihr kräftiger seid und ich will indeß für Euch wirken.“

Er zog einen der niedern Holzstühle heran an das einfache Lager, auf welchem Ilka völlig angekleidet ruhte und fuhr fort:

„Ich reise nun nach Wien, um mich persönlich an den obersten Gerichtshof, ja wenn es nöthig ist, selbst an den Kaiser zu wenden, damit der grausame Proceß gegen Euch niedergeschlagen werde und Ihr zu Eurem Vater zurückkehren könnt!“

„O, was macht mein Vater? Besinnungslos lag er, als man mich von ihm fortschleppte und durch Jonas erfuhr ich, er sei sehr krank.“

„Beruhigt Euch um seinetwillen, es geht ihm besser!“

„Aber wenn Ihr nicht erreicht, was Ihr in Wien erreichen wollt — was dann?“ fragte sie und ängstlich hing das große, schöne Auge an den Zügen des jungen Mannes.

Der holte einen Athemzug aus tiefster Brust und seine Stimme bebte leise, als er sprach:

„Was dann geschehen soll, Ilka? — Dann bringe ich Euch, wenn Ihr völlig genesen seid, heimlich in einen weltfernen, stillen Winkel, wo Euch Niemand kennt und Niemand suchen kann und führe Euch Eurem Vater zu und Ihr findet wohl noch immer das Glück, das Ihr in so reichem Maße verdient und vergeßt dabei nicht ganz auf Sandor Raday!“

Da schlug eine heißere Röthe über das süße Angesicht, sie hob sich mit Anstrengung auf von dem Lager, legte still und fest ihre Arme um den Hals des Mannes, barg ihre Wangen an seiner Brust und sprach leise, aber bestimmt:

„Nur, wo Du bist, will auch ich sein, denn meine Seele lebt nur in Dir!“

Da erfaßte ihn eine namenlose Seligkeit, innig zog er das zarte, liebliche Wesen an sich, hob ihm das rosig überglühete Antlitz empor und küßte herzinnig den bebenden, frommen Mund.

„So helf' uns Gott, meine Ilka!“ stammelte er — „das ist zuviel des Glückes nach so viel Jammer! Ja, ich gehe mit Dir und sei es an das Ende der Welt und ich lasse Dich nicht, so lang ein Athem in meiner Brust geht! Und hüte und pflege Dich, damit ich Dich frisch und kräftig finde, wenn ich wiederkomme, um Dich nie mehr zu verlassen!“

Und wieder fanden sich die Lippen und sie ruhte selig, lächelnd, mit sonnigem Antlitz in seinem Arme, an seinem Herzen, bis er selbst sich besann, daß sie der Ruhe bedürfe.

Noch an demselben Abend fuhr Gergely den Kronanwalt hinüber nach dem andern Ufer des Flusses und geleitete ihn zu einem bekannten Bauer, der ein Fuhrwerk besaß, das Sandor nach Theresiopel bringen sollte, von wo aus er mit Gelpferden gegen Wien zu fahren gedachte. Beim Abschied drückte er dem treuen Fischer die Hand, übergab dem Widerstrebenden ein kleines Sümichen und band ihm nochmals auf die Seele, daß er ja Ilka hüten möge vor jeder Gefahr und vor jedem Menschenauge.

Nabezu drei Wochen waren in's Land gegangen. Das Mädchen hatte sich im kleinen Fischerhause erholt, auf den Wangen blühte eine zarte Röthe und in den dunklen, weichen Augen glänzte es wie von verhaltenem Glück und von Sehnsucht. Nun konnte, ja mußte der Geliebte bald wiederkommen und nichts sollte sie mehr trennen, so hatte er selbst ja gesprochen.

Auch der Fischer und Suzy hatten ihre Freude an ihr, zumal Ilka sich ihres Kleinen annahm, ihn auf den Armen schaukelte, seine Gehversuche unterstützte und mit ihm spielte,

so daß der Kleine mitten im Schreien aufhörte, sobald er nur ihr Gesicht sah oder ihre Stimme vernahm und ihr die Armechen verlangend entgegenstreckte, so daß Suzy mitunter fast eifersüchtig werden konnte.

Das Häuschen verließ sie selten, nur wenn die Abend Schatten sanken, hüllte sie sich in ein Tuch des jungen Fischerweibes und setzte sich an ein stilles Plätzchen hinunter an den Fluß, der so traulich rauschte und plätscherte, und hing ihren Gedanken nach und ihrer Sehnsucht.

Die Einsamkeit der Gegend ward beinahe nie unterbrochen von einem Menschen; wer hätte hier in der unerschönen, vielfach sumpfigen Flußniederung auch etwas suchen sollen? Nur ab und zu ward ein Bettler hervergeschlagen; der erhielt sein Stück Weizenbrot, auch vielleicht ein geröstetes Fischlein und suchte dann wieder den Weg nach der breiten Heerstraße. Darum war Ilka zuletzt minder ängstlich, zumal im Hause selbst, und half wohl auch am Herde, wenn Suzy gerade anders beschäftigt war. So war's auch an einem der Tage in der dritten Woche ihres Aufenthalts bei Gergely. Das Weib des Fischers spülte ein Geschirr in der Küche und Ilka, welche den kleinen Knaben auf dem linken Arme trug, stand an dem Feuerraum und der flackernde Schein loderte hell über ihr Gesicht. Beide Frauen waren im Gespräch und hatten es überhört, daß sich die Thüre aufthat und ein altes bettelndes Weib das braune Gesicht hereinsteckte mit den üblichen Worten. Erschrocken fuhr Ilka herum nach der Alten, diese aber hatte kaum ihr Antlitz gesehen, als sie auch schon ausschrie: „Jesus Maria — da ist die Hexe! Weib, nehmt Euer Kind, sonst ist es des Teufels!“

Weiß wie ein Marmorbild taumelte das Mädchen gegen die berufzte Wand, mit dem Instinct der Mutterliebe aber sprang Suzy heran und entriß ihr den ausschreienden Kleinen, den sie fest an ihre Brust drückte, wie um ihn zu bewahren vor unheimlichen Gewalten. In diesem Augen-

blicke erschien Gergely; wie er die Gruppe überschaute, ahnte er auch schon den Zusammenhang und sein ehrliches braunes Gesicht wurde fahl. Mit zitternder Hand schob er rauh die Alte hinaus, welche jetzt nur noch lauter kreischte: „Das ist die Heye — die Heye von Szegedin!“ und auch vor dem Hause noch entsetzt den Stock hob, auf welchen sie sich gestützt hatte, dann kam er in die Küche zurück, wo Ilka halbbohnmächtig auf einem Schemel lehnte und sein Weib mit fürchtamen scheuen Augen, den Knaben fest umschlingend, in eine Ecke gedrückt stand, als fürchte sie jeden Augenblick das Entsetzliche.

Der brave Gergely begann nun zu beruhigen. Zuerst wandte er sich an Suzy: sie möge doch nicht den Worten eines alten, hergelaufenen Weibes Glauben schenken, sie sehe doch selbst, wie lieb und gut Ilka sei und wie der Kleine an ihr hänge, das Kind aber würde sich nicht zu ihr hingezogen fühlen, wenn sie eine Unholdin wäre. Dann tröstete er in seiner schlichten Weise das Mädchen: sie brauche nicht zu erschrecken, die Alte sei ein blödes, dummes Weib, das in den Tag hinein schwaze und selber sich hüten möge vor dem Scheiterhaufen — — und allmählig schien es, als ob die beiden Frauen sich wirklich beruhigten. Gergely ging wieder an den Strand zu seiner Arbeit, um, ehe der Abend vollends hereinbrach, sie noch einigermaßen zu fördern: Es handelte sich um eine Ausbesserung an seinem Boote, das er auf den Strand gezogen hatte. Ihm selbst war gar nicht wohl zu Muthe bei der ganzen Sache, er fürchtete für seinen schönen Gast und Ilka mußte darum sein Haus verlassen — das stand fest. Auch um seines Weibes willen, das nicht frei von Aberglauben war und nicht mehr mit jener naiven Herzlichkeit mit der Fremden hätte verkehren können, wie bisher. Sobald er darum, schon am nächsten Morgen vielleicht, sein Boot in Ordnung haben würde, wollte er sie hinüberschaffen an das andere Ufer zu seinem Bekannten, dem Bauer — außerdem hoffte er, daß Sandor Raday

jeden Tag wiederkommen könne. Bei diesen Erwägungen wurde er ruhiger und ließ sich sein Abendbrot trefflich schmecken, die beiden Frauen aber waren still.

Suzy konnte in der That die Scheu nicht verwinden vor der schönen und für sie noch immer geheimnißvollen Fremden und Ilka empfand das und fühlte sich dabei unruhig, gedrückt und ängstlich. Das Empfinden wich auch nicht von ihr, als sie allein in ihrem Kämmerlein war, es überkam sie nur noch stärker und aufgeregter saß sie an dem Fenster und starrte hinaus in den trüben Abend, in die sinkende Nacht.

Tief stille war es weithin, die Fischerleute schliefen schon, sie aber fand den Schlummer nicht. Wie, wenn jenes alte Weib die Sache schon weiter verbreitet hätte? Wenn während der Nacht vielleicht schon die Häfcher kämen, um sie neuerdings in den entsetzlichen Stadthurm oder in die Blutkammer zu bringen. — Ihr war, als ob die Sinne sich ihr verdüsterten, schattenhafte Gestalten schienen sich draußen in der dämmerigen Ebene zu bewegen, ihre Angst wuchs und es litt sie nicht mehr in der heißen, engen Stube. Sie eilte hinaus, leise und vorsichtig, sie sah sich um nach allen Seiten und dann lief sie geradewegs hinein in die weite graue Ebene, sie wußte selbst nicht wohin.

Der Himmel war wolkerverhangen, die Luft gewitterschwül, am Horizonte zuckte fernab dann und wann ein verlorenes Leuchten und die Gräser der Steppe bewegten sich kaum. Sie aber schritt unaufhaltsam fort, aufgereggt, sinnlos und scheute vor jedem Strauch, der dunkel, groß und unheimlich sich von der Dämmerung abhob. Ab und zu sah wohl auch minutenlang die Mondfichel durch den grauen Flor und dann erschrak sie vor dem eigenen zitternden und sich dehnenden Schatten und suchte auch diesem zu entfliehen.

Wie lange sie lief, wußte sie nicht, sie fühlte nur, wie die Füße sie schmerzten und wie sie todmüde ward. Und

als jetzt ein dichter Nebel langsam sich über die weite Fläche hindehnte, der sich ihr schwer auf Brust und Hirn legte, da sank sie nieder und Ohnmacht oder Schlaf umzing sie.

Als sie nach längerer Zeit erwachte und die Augen erhob, sah sie verwundert und erschreckt um sich her — der Nebel war zum guten Theil verflogen und seine grauen zerrissenen Fetzen dehnten sich unheimlich an den Dächern



und Thürmen von Szegedin aus, das unmittelbar vor ihr lag. Da faßte sie das Entsetzliche, sie sprang empor, um aufs Neue zu fliehen, aber eine raube Hand legte sich schwer auf ihren Arm und eine heifere höhnische Stimme sagte:

„Ei, da ist ja das Hexlein wieder — hat dich der Teufel nicht behalten mögen? — Nun komm nur mit mir, die Szegediner werden ihre Freude haben, wenn sie dich wiederkriegen!“

Ilka sah in das aufgedunsene, rohe Gesicht des zum Landstreicher herabgesunkenen Schusters Barany, der wohl auch irgendwo auf freiem Felde genächtigt hatte, und in ihrer Seelenangst fiel sie vor dem Manne auf die Kniee und flehte mit gerungenen Händen zu ihm empor, daß er sie fliehen lasse.

Der aber grinste lüstern:

„Schön bist du, Hexlein — das muß man dir lassen und kannst es dem Teufel selber anthun. Aber mein Weib war auch schön und sie haben sie doch gequält und verbrannt, und dein Vater war's, der's gethan hat.

Warum soll ich Erbarmen haben, wenn dein Vater keins gehabt hat!“

Wild riß er sie empor, preßte mit grimmiger Hand ihren Arm und schleifte sie mit sich fort, hinein in die Stadt, durch ihre Gassen aber brüllte er laut, daß man aus den Thüren trat und an jedem Fenster neugierige, erschrockene Gesichter sich zeigten:

„Hier bringe ich Euch Eure Hexe wieder!“ Ein Haufe von Leuten lief bald hinterdrein unter Johlen und Schreien und verhöhnte das todbleiche junge Weib, bis es hinter dem Thore des Gerichtshauses verschwand.

Und Jonas der Schließer wurde erdsarbig im Gesicht, als er sie wieder sah — er fürchtete für seine 300 Dukaten und — für seinen Hals.

VI.

Am nächsten Morgen war Jonas verschwunden und Niemand hat je erfahren, wohin er gekommen, oder richtiger, wo er mit seinen blanken Krennikern sich den eigenen bescheidenen Herd gebaut hat, an seine Stelle aber kam der Schuster Barany, dem man einen Dank schuldig zu sein glaubte für die Wiedereinbringung der Hexe und der sich in dem finstern Bau mit seinem Jungen, so behaglich als es gehen mochte, einrichtete.

Gegen Ilka aber wurde der Proceß von Neuem aufgenommen und da diesmal kein Bertheidiger ihr zur Seite stand, auch der flatternde Strohwisch und der Teufelsstank in ihrem Gefängniß als neue belastende Indicien galten, ungemein schnell zu Ende geführt. Da sie auch jetzt ein Geständniß verweigerte, weil sie ja nichts zu gestehen hatte, ward ihr die peinliche Frage angekündigt und sie hinabgeschleppt in den fürchterlichen Raum der Dual.

Ihr Leib und ihre Seele erschauerten, als sie eintrat, aber da der Büttel an sie herankam, um ihr Gewand herabzureißen, da empörte sich ihr Schamgefühl und das bewirkte mehr als der körperliche Schmerz, mit welchem man sie bedrohte. Mit aller Kraft, die ihr geblieben, stieß sie den Knecht zurück:

„Rühre mich nicht an mit deinen blutigen, schamlosen Händen!“ rief sie wild und herzerreißend, dann wandte sie sich gegen die Richter und flehte:

„Tödtet mich, aber martert mich nicht!“

„Willst du gestehen?“ fragte der Vicesubhrichter und es war, als ob selbst den harten Fanatiker eine mildere Regung erfaßte, denn seine Stimme zitterte leise.

„Alles, was Ihr wollt!“ hauchte das unglückselige Opfer, dann war es ihr, als kreisten um sie her die Wände mit den entsetzlichen Werkzeugen und die ernsten Gesichter der Richter und ohnmächtig von der furchtbaren Erregung sank sie dem Büttel in die Arme, der sie, weniger rauh als es sonst seine Art war, auf den feuchten, schlüpfrigen Boden legte.

„Laßt es genug sein, ihr Herren!“ sagte der Vicesubhrichter.

„Wir brauchen nicht mehr“ — erklärte der Dechant — „wir haben die klaren Indicien. Das stigma diabolicum und ihr eigenes Geständniß, laßt uns das Urtheil sprechen!“

Und sie sprachen es mit kaltem, unbeweglichem Sinne, während das bleiche wunderbar schöne, bewußtlose Antlitz

vor ihnen lag — es lautete auf Einäscherung mit gehendem Athem.

Sandor Radaay hatte indeß Alles in Bewegung gesetzt, um in Wien seine Absicht durchzusetzen, aber Schwierigkeiten aller Art traten ihm entgegen und darum verzögerte sich sein Aufenthalt in der Kaiserstadt länger als er gehofft hatte, und als es seine Ungeduld, Besorgniß und Sehnsucht glaubte ertragen zu können. Dabei wurde ihm immer klarer, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei. So sehr man auch Antheil nahm an dem Schicksale des Mädchens, so gern man auch geholfen hätte, das Recht — und das war hart in jenen Tagen — konnte und mochte man auch hier nicht beugen, denn Eines war nicht zu beseitigen, das Zeugniß des Todten, das Wort des Niklas Radaay und das war das Fürchterlichste für den Kronanwalt, daß sein eigener Vater das unabwendbare Verderben über dies unschuldige Haupt gebracht habe. Endlich gelang es ihm, selbst bis zum Kaiser vorzudringen; auch er vermochte nichts anderes zu sagen als seine Rätthe und das Einzige, was Sandor erreichte, war, daß der Herrscher, falls die Strafe auf Einäscherung „mit gehendem Athem“ lauten würde, dieselbe mildern wolle zum Tode im Gefängniß.

So blieb dem Kronanwalt nichts übrig, als die Geliebte nach irgend einem fernen Flecken Erde zu bringen, seine Stellung preiszugeben und still und verborgen mit ihr zu leben. Und dazu war er entschlossen, wenn es für den strebenden Mann auch ein schweres Opfer bedeutete, aber ihrem und seinem Glücke wollte er es bringen. Er hoffte, unter irgend einer Verkleidung Ilka, die er im Hause Gergelys wohlgeborgen glaubte, nach dem Westen zu bringen und seinen Schatz in einem stillen Alpenthal zu bergen. So reiste er mit Gilpferden von Wien ab und raste durch das Ungarland gegen Szegeedin, wo er, wenn es anging, noch mit Ilka's Vater Rücksprache nehmen wollte. Er

gönnte sich Tag und Nacht nicht Raft und endlich sah er eines Morgens die Thürme, Dächer und Häuser Szegedins und das rollende Silberband der Theiß. Der Kutscher trieb die Pferde lebhafter an, der Staub flog unter ihren Hufen, näher kamen die braunen Häuser, und als man an den ersten vorüberfuhr, war eine seltsame Bewegung unter den



Leuten und ein Glöckchen wimmerte wie klagend durch die Luft, so daß der Kronanwalt von plötzlicher Angst und Unruhe erfaßt ward: Es war die Armenjünderglocke und läutete einem Verurtheilten zum letzten Gange!

Am Abende vorher hatte Barany der Schließer einsam in seiner Klause gefessen und war in einer merkwürdigen Aufregung. Die mochte wohl damit zusammenhängen, daß er am Nachmittage, weil er es für seine Pflicht hielt, die

Räume genauer zu kennen, die seiner Obhut anvertraut waren, eine Besichtigung der Gefängnißlöcher vorgenommen. Er hatte in der Zelle gestanden, in welcher, wie er vom Büttel erfahren, sein Weib geschmachtet hatte und der rohe Mann war ergriffen gewesen von der Erinnerung, denn das Loch war finster, eng und unheimlich wie das Grab; er hatte den Raum betreten, aus welchem man den zweiundachtzigjährigen weißhaarigen Stadtrichter zum Tode geschleift hatte und jenen, der einst Niklas Radau beherbergt hatte, und er schnüffelte allenthalben herum, als ob er verborgene Schätze finden wollte. Etwas mußte er wohl auch gefunden haben, denn er betrat keine Zelle mehr, sondern ging eilig hinab nach seiner Stube und ließ sich von seinem Jungen, der eben heimkam, den Abendtrunk vorsetzen.

Es war aber noch eines, was ihn aufregte. Er konnte weder im Schlafen noch im Wachen das Gesicht des jungen Weibes vergessen, das er selbst als Heze durch die Gassen geschleift hatte. Das milde, weiße Heiligenantlitz mit den wunderbar schönen, großen Augen verfolgte ihn geradezu, aber es war kein Mitgefühl mit dem herrlichen Kinde des Stuhlrichters, sondern eine wilde Begierde, die seine Seele erfüllte. Für den Besitz eines solchen Weibes konnte er, wie er meinte, seiner Seele Seligkeit geben — doch das war ein thörichter, dummer Gedanke und morgen wurde das Weib an der Theiß draußen verbrannt und ihre Asche in das Wasser gestreut.

Er wollte darauf vergessen und nahm ein altes Buch zur Hand, geschrieben und in braunes Leder gebunden, das er irgendwo in einem Winkel des Hauses gefunden hatte. Er klappte es auf und las mühselig, wohin ihm just die Augen fielen. Aber immer größer wurden diese, je länger er las und dann sprang er mit einem Male auf und tanzte wild in dem Raume herum, so daß der erschrockene Junge am Herde vermeinte, sein Vater sei besessen oder wahnwitzig geworden.

Der nächste Tag brach an und der Himmel war so klar und schön, als ob er keine Ahnung hätte von dem Frevel, der sich heute vollziehen sollte.

Zur bestimmten Stunde that sich das Thor des finstern Gerichtshauses, das bereits von einer neugierigen und mitleidlosen Schaar umlagert wurde, auf und begleitet von dem Büttel trat die Verurtheilte heraus, hinter ihr der Vicestuhlrichter und der Dechant und eine Anzahl bewaffneter Stadtknechte. Ilka trug das lange weiße Büßergewand, über welches das schöne dunkle Haar frei hinabwallte und ihr Antlitz war so licht, wie das Kleid an ihrem Leibe. Als sie den elenden Karren sah mit dem Sitz auf faulem Stroh, der ihrer harrete, schauderte sie zusammen und indem sie zu dem Stuhlrichter sich wandte, bat sie leise:

„D nicht dahinauf! Das riecht so entsetzlich nach armen Sündern! Laßt mich gehen, ich will stark sein! Es ist meine letzte Bitte!“

Das klang so unendlich rührend, daß der Richter, welcher die Execution leitete, die Gewährung gab und langsam setzte sich der Zug in Bewegung und die Sünderglocke begann zu läuten. Still, mit gesenktem Haupte, wie eine Heilige schritt sie einher und auf ihrem frommen, leidgequälten Angesicht lag ein ergreifender Zug der Resignation, der selbst seinen Eindruck auf die rohe Menge nicht verfehlte. Der Spott und Hohn, der sonst bei solchen Anlässen den Todesweg des Opfers noch verbitterte, verstummte hier, schweigend standen die Leute in den Gassen und in mehr als einem Herzen wollte es sich regen wie von Mitleid und Theilnahme und mancher Mund sprach vernehmlich zu dem Nachbar: „Sie sieht nicht wie eine Heye aus!“

Der Zug mußte vorüber an dem Hause des Stuhlrichters, es führte kein anderer Weg hinaus, und das war das Härteste für Ilka. Zögernd wurde ihr Schritt, je näher sie herankam an die Stätte ihrer Jugendfreunden, ihres versunkenen Paradieses, und flüchtige Bilder von Sonnenschein

und Glück zogen an ihrer Seele vorüber und füllten sie mit schmerzlicher Wehmuth: Ihr Vater, ihr Bruder — wie mochten sie klagen um die Unselige, die als Unholdin durch die Gassen geführt ward und die doch das Bewußtsein der Unschuld hatte. Und in diesem Bewußtsein durste sie frei und rein das Auge emporheben zu den Fenstern zum letzten Abschied, zum stillen Segen für die Lieben dort oben. Mit unaussprechlicher Innigkeit sah sie hinauf nach den, wie sie meinte, verhüllten Scheiben und ein Zittern lief durch ihren Körper, denn ihr war's, als ob der eine Vorhang sich leise bewegt habe, dann preßte sie fest die Hand gegen das zuckende, blutende Herz, seufzte tief und der Leidenszug ging weiter durch die lautlose Menge, die wohl ein Ahnen hatte von der furchtbaren Qual dieser Sekunde.

Da erscholl ein lauter, herzzerreißender Schrei: „Haltet ein — mein Kind!“

Und aus dem Hause des Stuhlrichters eilte im ungeordneten Anzuge ein alter Mann mit wehenden Haaren und hinter ihm ein zweiter in Dienetracht und sie brachen durch die erregte, selbst ausschreiende Menge und durch die überraschten Stadtknechte bis hin zu der Berurtheilten.

„Mein Kind, mein liebstes Kind!“ schrie der Erste noch einmal, und heiße Röthe rann durch die todblassen Wangen des Mädchens, das sich hastig herumwandte und mit dem wilden, glücklichen und doch zugleich jammervollen Ausruf „Vater!“ ihm entgegenstürzte.

Ja, es war der Stuhlrichter, aber er war hager und schlatternd und sein Haar schneeweiß — ihn hatten wenige Wochen zum Greise gemacht, so daß er alt aussah wie der schluchzende Diener, der hinter ihm stand und doch beinahe ein Viertelhundert der Jahre mehr auf dem Nacken trug.

Fest, als wären sie in einander verwachsen, standen die Beiden umschlungen und keines konnte ein Wort sprechen, aber es war ein Aublick, der selbst dem rohen Büttel eine



Rührung abzwang und der mit einem Male das Mitleid der Menge entfesselte. Die Weiber, die es sahen, schluchzten auf und klammerten sich an die Männer und eine Stimme rief aus dem Volke:

„Gebt sie los!“

Der Stuhlrichter aber löste die Arme von dem Nacken seines Kindes, er warf sich nieder auf die Straße, hart vor den Füßen der Richter und flehte in herzbewegenden Tönen:

„O, tödte mir mein Kind nicht! Habt Erbarmen, sie ist unschuldig!“

Der Viceschlichter selbst war tief erschüttert, aber ernst und mit erzwungener Festigkeit sprach er:

„Das Gesetz hat gesprochen, dem Gesetze werde sein Recht, die Gnade ist bei Gott!“

Und wieder schrie der alte Mann:

„Ich weiche nicht von der Stelle! Ueber meinen Leib sollt ihr erst wegschreiten müssen und immer will ich mich in Euern Weg werfen und vor dem Scheiterhaufen ringe ich mit Euch noch um mein Kind, und wenn ich es nicht retten kann, stürze ich mit ihm in die Flammen und mein Blut kommt über Euch!“

Er hatte es laut durch die Stille der Gassen gerufen, daß es mächtig in den Herzen des Volkes widerhallte, ein Murren erhob sich in der Menge, die näher herandrängte, so daß die Stadtknechte den Kreis fester schlossen und drohend ihre Waffen erhoben, da schrie wieder eine Stimme:

„Laßt mich hindurch — ich habe ein Mittel, sie zu retten! Laßt mich durch!“

Und aus dem dichter sich schaarenden Volke arbeitete sich der Schuster und Schließer Barany hervor, feuchend vor Aufregung und in seiner Linken hielt er ein altes Buch in braunem Ledereinband hoch empor, auf das er mit der geballten Rechten dröhnend schlug.

„Hier steht's geschrieben, hört, hört!“ rief er überlaut, nachdem er sich bis ganz in die Nähe Zlka's herangedrängt hatte mit seinem aufgedunsenen Gesicht, und das Buch aufschlagend las er schwerfällig, langsam und in der Weise eines Marktschreiers:

„Es ist ein altes Recht: So ein unverheiratet Weib um einer Blutschuld oder Hexerei willen zum Hochgericht geführt wird und findet sich ein unbeweibter Mann, der sie von dem letzten Gang hinweg allsogleich als sein ehelich Weib nehmen und ehrlich machen will, so soll ihr die

Todesstrafe erlassen sein, dafern sie, so sie eine Unholdin ist, dem Teufel abschwört und sollen sie beide auf der Stelle ehelich verbunden, aber gehalten sein, die Stadt und ihr Weichbild für alle Zeit zu meiden, widrigenfalls sie beide dem peinlichen Gericht verfallen.' — So steht's hier geschrieben in einem alten Rechtsbuche, hier nehmt und lest selbst — ich aber bin bereit, dies junge Weib als mein ehelich Gespons zu nehmen und mit ihr die Stadt zu meiden!"

Lautlos hatte das Volk die Worte angehört, nun überkam es Alle wie ein Gefühl der Erlösung und hundert Stimmen riefen: „Gebt sie ihm! Laßt sie frei!“ Der alte Stuhlrichter hatte kein Auge gewendet von dem rohen, braunen Gefellen, Widerwillen und Ingrimm stritten offenbar in seiner Seele mit der Liebe zu seinem Kinde und mit der Furcht um ihr Leben und wie wahnwitzig freischte er jetzt mit dem Volke: „Gebt sie ihm, gebt sie ihm!“

Ilka nur stand wie gelähmt von neuem Entsetzen, ihr graute vor dem frechen Blick des Mannes, der ihrer bekehrte und mit gerungenen Händen flehte sie zu ihrem Vater und zu den Richtern:

„O nein, um aller Heiligen willen, nein — laßt mich sterben — ich kann nicht sein Weib werden — lieber den qualvollsten Tod!“

Das Volk aber war erfüllt von dem Gedanken, sie zu retten, es rief stets aufs Neue:

„Gebt sie los! Gebt sie los!“

Der Vicestuhlrichter übersah rasch die Situation, er mußte einen gewaltsamen Eingriff der Menge fürchten, auch hätte er selbst um des alten Mannes willen, der einst in Ehren neben ihm gesessen, wie um der Jungfrau selbst willen die fürchterliche Execution gern unnötig gemacht, darum wandte er sich rasch entschlossen dem schweigenden, finster dreinschauenden Dechant zu, der das alte Buch zwischen den Händen hielt und noch einmal die Stelle las.

„Der Brauch bestand und ist geübt worden in alten Tagen, wer soll uns hindern, ihn auch heute gelten zu lassen?“ fragte der Richter.

Der Dechant ließ sein Auge über den weißhaarigen gebrochenen Stuhlrichter schweifen, der flehend nach ihm hin sah und in einer weichen Anwandlung sagte er: „Es sei, wenn das Weib abschwört vor allem Volke!“

Laut verkündete der Stuhlrichter das Wort; hell klang es über die bewegte Menge hin, wie eine Friedensglocke und das leichterregte Volk jauchzte auf, als wäre ein Segen gekommen über Stadt und Land. Der Büttel trat zurück von der Zuculpatin, Barany aber näherte sich lüftern mit dem glühenden, grinsenden Gesicht und breitete die Arme aus nach ihr, und dem gequälten, angstestückten Mädchen entrang sich ein lauter Ruf wie nach einer unsichtbaren, fernem Hilfe, dann aber schlug sie die Hände über das Gesicht und warf sich an die Brust ihres Vaters.

In diesen Augenblicken rollte ein Wagen heran durch die Gassen und die Leute wichen zurück vor den Hufen der Pferde. In dem Wagen erhob sich die Gestalt eines jungen stattlichen Mannes, der einen einzigen Blick über die Menge schweifen ließ, eine Sekunde lang das weiße, schöne Angesicht der Verurtheilten schimmern sah und dann mit jähem Sprunge das Gefährte verließ und mit aller Kraft sich Bahn brach durch das Volk und durch die Knechte.

„Ilka!“ rief er mit einer Stimme, die aus der innigsten Tiefe einer liebe- und angstestückten Seele kam, das Mädchen aber zuckte auf bei dem Klange, öffnete weit die großen, entzückenden Augen und mit dem Aufschrei: „Sandor!“ lag sie in seinen Armen, an seinem Herzen und lachte und weinte zugleich und wie er sie umschlang und immer enger an sich zog, da fühlte sie sich geborgen wie unter dem Flügel ihres Engels.

„Was geht hier vor, was bedeutet das Alles?“ fragte der Kronanwalt und ließ den Blick im Kreise gehen über

die Richter, den schneeweißen Stuhlrichter und den frech sich vordrängenden Schuster.

Mit wenigen Worten erhielt er Aufklärung und ent-rüstet rief er:

„An den rohen Gesellen wollt Ihr sie schmieden — fühlst Ihr nicht, daß Ihr grausamer seid, als wenn Ihr sie tödtet? — Ist sie auf solchem Wege zu retten, wohlta, so nehme ich sie zum Weibe, auf daß auch ihre Seele lebe!“

„Barany war der Erste, ihm muß das Recht bleiben, wofern er nicht freiwillig zurücktritt!“ erklärte der Vice-stuhlrichter, der Schuster aber brüllte: „Mein ist sie und bleibt sie!“ Und wieder drang er vor und legte die Fäuste an die Arme der unter der rauhen Berührung Aufzuckenden; Sandor Raday aber schleuderte ihn mit der Kraft des Hornes zurück, daß er taumelte und wankte, und ehe er noch wieder festen Boden unter den Füßen hatte, fiel aus seinem Gewande ein kleiner weißer Zettel und flatterte zu Boden.

Der greise Stuhlrichter stand zunächst, er bückte sich, aber kaum hatte er einen Blick auf das Blättchen geworfen, als er auf-jachzte und mit dem ganzen Aufgebot seiner Stimme rief:

„Die Todten reden und geben Zeugniß, hört, hört!“

Dann wankte er selbst und der alte Diener mußte ihn stützen, die Thränen rannen ihm aus den Augen und seine Hände falteten sich, nachdem er den Zettel dem Vicestuhl-richter hingereicht hatte. Der erbleichte, aber laut über alles Volk hin klang sein Wort:

„Ich sterbe ohne Lüge. Ilka ist unschuldig. Niklas Raday! — So steht's hier geschrieben mit zitternder, schwacher Hand, mit Blut von einem Nagel eingeritzt und es ist des Niklas Raday Schrift — das will ich selbst bezeugen!“

Tiefe Stille herrschte über der ganzen Menge; die Ereignisse hatten sich gedrängt in dieser Stunde, aber das überbot Alles, was bisher geschehen war: die Todten gaben Zeugniß für die Unschuld, welche so viel gelitten. Vernehmlich zitterte es über die Lippen des Kronanwalts: „Ich danke

Dir, mein guter Vater!" Leise weinend vor Erregung und Glück lag Jzka an seiner Brust und der Stuhlrichter reichte ihm mit einem bittenden Blicke die Hand hin, welche er warm und lebhaft ergriff und nicht mehr losließ. Durch die Stille aber vernahm man auch das strenge Wort des Dechanten, der sich zu Barany wendete, welcher wie erstarrt vor dem Geschehenen, keiner Bewegung fähig dastand:

"Woher stammt dieser Zettel?"

"Gnade, Erbarmen! — Gestern habe ich ihn gefunden in des Niklas Raday Gefängniß, hinter dem Bette, an der Wand!"

"Und hast ihn verheimlicht und das Zeugniß des Todten für eine Unschuldige unterschlagen wollen?" donnerte die Stimme des Vicesstuhlrichters und die Menge brüllte auf vor Wuth und Ingrimm und drang mit geballten Fäusten nach dem Unseligen vor, den die Stadtknechte vergebens schützen wollten. Ein wüthes, wildes Ringen — ein tobender Knäuel, aber ehe man an Barany herankam, dessen Gesicht in furchtbarer Erregung blauroth geworden und dessen Augen stier aus den Höhlen traten, brach er mit einem Male, wie vom Blitz getroffen zusammen.

Gott selbst hatte gerichtet.

Aber der Fanatismus wollte sein Opfer haben.

"Werft das Scheusal auf den Scheiterhaufen!" schrie Einer und die empörte Menge jauchzte wilden Beifall und durch alle Schranken brach die zügellose Erregung. Während Jzka von ihrem Vater und dem Kronanwalt langsam durch das Volk geführt wurde, das ehrfurchtsvoll Platz machte und zum Theil sogar das Armenfündergewand der Jungfrau wie zur Sühne mit den Lippen berührte, schleiften rohe Fäuste den Leib des Schusters durch den Staub der Gasse hinaus an die Theiß, warfen ihn auf den Scheiterhaufen und bald leckte und loderte die gefräßige Flamme höhnisch zischend an ihm empor. Und als alles niedergebrannt und verkohlt war und als die Menge sich verlaufen hatte, stand nur noch

ein heulender Junge an der Stelle — derselbe, dessen über-eilte Zunge Vater und Mutter auf den Scheiterhaufen und unsägliches Elend über die ganze Stadt gebracht hatte.

Der Kronanwalt aber zog mit seinem schönen jungen Weibe, begleitet von deren Anverwandten, nach Wien, und der Fischer Gergely besaß von jener Zeit ab ein schönes Haus und Aebland in Szegedin.

Körperschönheit und Gesittung.

Von Ewald Paul.

Sörperschönheit und Gesittung sind nach der Auf-fassung vieler Leute Dinge, die immer und überall zusammengehören. Zu allen Zeiten haben große Weltweise in beredten Worten vom Einklang jener beiden vortrefflichen Eigenschaften gesprochen und diese Lehren fanden allgemach mehr und mehr Boden in der breiten Masse. Manchem Menschen, der obenein vielleicht hier und da einmal ein paar zur Schau gestellte, abstoßend häßliche Wilde vor die Augen bekommen, ging das gewaltig in die Krone und er legte sich stracks die Einbildung zurecht, daß die wilden Bewohner unseres Erdballs durchwegs häßlich sein müßten, die gebildeten Menschen aber jenen gegenüber stets durch Schönheit triumphirten. Aber die Sache liegt denn doch nicht so schroff, als man sie gemeiniglich auffaßt. Auch will Bildung und Gesittung unterschieden sein. Gebildet ist Mancher, ohne darum gesittet zu sein. Wahre Gesittung — das muß man wohl sagen — bringt immer Schönheit mit sich. Wahre Gesittung bezeichnet einen Einklang im Fortschritt, eine vollkommene Ausgestaltung, aber wo finden wir denn einen Einklang im Fortschritt, eine allseitige, eine harmonische Ausbildung? In dem langen Laufe jener Ge-

schichte, welche die Entwicklung des Menschenthums angeht, macht sich immer eine gewisse Einseitigkeit und zuweilen sogar eine recht arge Disharmonie bemerkbar und nur einmal, nämlich im Zeitalter der Römer und Griechen, läßt sich ein kräftiger Anlauf zu vollkommener, den körperlichen wie geistigen Bedürfnissen Rechnung tragender Ausgestaltung erkennen. Jedoch auch diese begabten Völker vermochten nicht auf ihren großartigen Fortschrittzspfaden zu beharren und gingen am Ende gleich den anderen im Strudel der Alltäglichkeit, in einem Dasein, welches des edlen Strebens, der Harmonie, ermangelte, unter.

Das Naturgesetz will eine harmonische Entwicklung. Wer sich mit der Schöpfung des Näheren beschäftigt, erkennt solches Drängen in vielen Richtungen. Hunderte von Völkern, Millionen von Menschen sind im Weltall bereits untergegangen und werden fernerhin untergehen, weil sie den Winken der Schöpfung nicht zu folgen vermochten, jenen Winken, welche uns auffordern, alle unsere Kräfte und Vorzüge zur Entwicklung zu bringen. Die Natur trifft eine Auslese, sie läßt die Schwachen und Unvollkommenen zurückweichen und erliegen vor den Begabteren und Stärkeren, weil sie die höchste Vollkommenheit anstrebt. Solch' ein „Kampf um's Dasein“ herrscht seit dem Anbeginn der Welt und er hat keinen anderen Endzweck als den, daß die Lebewesen und allen voran die Menschen sich mehr und mehr — entsprechend ihren Daseinsbedingungen wenigstens — verbessern.

Unsere Zeit hat riesenhafte Fortschritte gemacht, niemand wird das leugnen, aber dem Gipfelpunkte der Vollkommenheit stehen wir noch immer sehr fern. Auch unsere Lebensperiode ist des Vorwurfs der Einseitigkeit theilhaftig. Die Maschinen und Erfindungen, deren wir uns rühmen, haben uns mehr Muße und mehr Reichthum gebracht, und sie haben offenbar den Zweck, uns von harter körperlicher Arbeit, welche durchaus nicht gerignet ist, die Type der

Menschheit zu veredeln, zu entlasten. Sie sollen uns die Zeit und die Mittel zu wahrer Körper- und Geistespflege geben. Das ist aber mißverstanden worden. Die Menschen von heute haben im Vollgenusse all' der Freiheiten, Annehmlichkeiten und Erleichterungen des modernen Daseins die Pflichten gegen ihre, dank der Maschinencultur wenig beschäftigte, Körperlichkeit vergessen. Man ist im Rausch der die Nerven so vielfältig beanspruchenden Civilisation der Anforderungen des körperlichen Organismus uneingedenk geworden. Niemals hat man mehr Krankheiten und Gebrechen gekannt als in unseren Tagen! Und woher kommen diese Krankheiten und Gebrechen? Aus dem Mangel an Körperthätigkeit einerseits (die vielen Erfindungen der letzten Jahre haben das Dasein ungemein bequem gemacht, man legt die Hände in den Schooß und läßt die Maschinen für sich arbeiten), und aus der einseitigen Nervenanspannung, dem Hasten und Jagen nach Gewinn andererseits. Man hat durch die Maschinen die Menschen nicht, wie das Schicksal wollte, freier gemacht, sondern Hunderttausende zu Sklaven herabgedrückt, die sich im Schweiße ihres Angesichts mit der Erzeugung von Nichtigkeiten abmühen, die ihre Gesundheit, ihr körperliches Gedeihen daransetzen, um Bedürfnisse zu befriedigen, welche in ihrer Mehrzahl der Wohlfahrt ihrer Verbraucher durchaus nicht dienlich, sondern sogar schädlich sind.

Unsere Gesittung steht Alles in Allem auf einem hohen Stande, wir haben ausgezeichnete Schulen, ein treffliches Bildungsmateriale, gewiß; in keiner Zeit war wohl ein größeres Gelehrtenpublicum, ein regeres Interesse an wissenschaftlichen Dingen, ein eifrigeres Bemühen um die Aufklärung und Belehrung der breiten Masse vorhanden als dormalen. Nirgendswo, auch im classischen Griechenland nicht, ward mehr Nervenkraft verbraucht, mehr über die höchsten Probleme der Menschheit gegrübelt, mehr für den Fortschritt gekämpft als in unseren Tagen. Wir rühmen

uns mit Recht unserer hohen Cultur, wir preisen unsere Gesittung als eine solche, welche die ganze Welt in Erstaunen setzt, von unserer Schönheit hingegen wissen wir sehr wenig zu reden. Wenn bei den modernen Culturmenschen die Gesittung mit der Körperschönheit gleichermaßen fortgeschritten wäre, müßten wir auch hinsichtlich unserer Außenseite über die unserer Cultur fernstehenden Völker triumphiren.

Daß das nicht der Fall ist, daran sind nur wir selbst schuld, denn wir mißverstehen und mißbrauchen jene Erleichterungen, die die Gegenwart gewährt. Anstatt das, was die Hochcultur unsrer Zeit an Gutem bietet, dankbar aufzunehmen und sich dabei zu bescheiden, sehnen sich die Menschen in einer krankhaften Habgier nach immer größerem Besitz. Der Mann, der einige Zehntausende in seinem Vermögen hat, will einige Hunderttausende sein Eigen nennen und der, welcher diese sein Eigen nennt, begehrt nach Millionen. Man klagt über schlechte Zeiten und doch könnte die Menschheit ein behagliches Dasein führen, wenn sie die Geschenke, die ihr durch unsere wohl zweifelsohne glänzende Civilisation geworden, in der rechten Weise verwendete. Aber da erstehen immer neue Genüsse und Wünsche und was der Eine hat, möchte der Andere haben, das mehrt dann die Sorgen, macht den Neid wachsen, ruiniert die Nerven, fördert die Häßlichkeit. Um Bedürfnisse, die wahrlich nicht zu des Lebens Nothwendigkeiten gehören, hat sich schon mancher Mensch, manche Familie, mancher Staat, manche Race ihrer besten Kräfte beraubt.

Wenn man einen grellen Widerspruch zwischen Gesittung und Körperschönheit beobachten will, muß man nach den Yankee-Staaten gehen.

Kein Land ist schneller in seiner Cultur vorwärts geschritten als Nordamerika, kein einziger gesitteter Staat aber ist ärmer an schönen Erscheinungen als gerade jene wegen ihrer Reichthümer, Fortschritte und Productionskraft bewunderte „neue Welt.“ Die Sucht vorwärts zu kommen,

das heißt seinen Geldsack nach Möglichkeit zu füllen, überwiegt drüben alle anderen Strebungen und prägte sich naturgemäß auch in den Physiognomien, an den ganzen Erscheinungen der Menschen aus. Der hagere, kühle, sich mit Gewalt zur Ruhe zwingende und doch inwendig vor Berechnungen und Plänen fiebernde, von Grund aus nervöse Yankee ist das Charakteristikum unsrer auf falscher Fährte vorwärts eilenden Maschinencultur. Dieses fortwährende Grübeln überreizt den Geist, das amerikanische Speculanten- und Calculantendasein ist etwas Einförmiges, welches das Nervensystem erschläfft und dadurch jene Kräfte beeinträchtigt, deren man zur vollkommenen Entfaltung seines Ich benöthigt. Selbst auf die Weiber wirkt das schon zurück, die doch im Allgemeinen gerade in Nordamerika sehr viele Freiheiten genießen, mehr Vergünstigungen sogar als bei uns in Mitteleuropa, und die dennoch nicht mehr allzuviel von jenen körperlichen Eigenschaften der Frische, Behendigkeit und Schönheit besitzen, mit denen die Natur das zarte Geschlecht von allem Anfang an so reichlich bedacht hat und die in unseren Tagen so unüberlegt und meist ohne jeden Zwang zu Falle gebracht werden. Die Nordamerikanerin, noch deutlicher gesagt, die Frau und Tochter des Yankee ist eben schon zu viel vom Geist und Gedankengange des männlichen Theiles ihrer Race gefangen genommen, trägt äußerlich Kühle zur Schau, während sie innerlich nervös und berechnend ist wie der echte Speculant, spielt die Selbständige und reißt in der Welt herum, ohne Vortheile davon mit nach Haus zu bringen, zeigt den Hochmuth, der jenem so schnell und — das darf nicht vergessen werden — auf anderer Leute Kosten groß gewordenen Volke eigenthümlich ist, und verliert über allen Neußerlichkeiten mehr und mehr Natursinn, Schönheit und wahres Glück. Das ist überhaupt ein Kennzeichen der sonst durch ihre Regsamkeit, Energie und Findigkeit vielfach imponirenden Nordamerikaner, daß sie des Verständnisses für Naturschönheit entbehren. Man mag sie

in die schönsten Gefilde unsres Planeten entsenden, sie werden doch wenig Sinn für unsres Herrgotts Wunderwelt an den Tag legen und am Ende nur berechnen, was sich aus diesem und jenem Paradiese Alles in baarer Münze herauschlagen lasse. In den Yankeeestaaten dominirt die einseitige Maschinenkultur und wenn sie auch Reichthum und viele Erleichterungen in's Land bringt, so raubt sie doch das Beste: den Sinn für das Schöne und füglich das Schöne selbst. Musik und Kunst werden drüben nie eine große Rolle spielen können, weil auch die Körperschönheit dort keinen guten Boden hat und nur der immer rührige Geldgeist wütht. Jene Kultur, wie sie in Amerika geschaffen worden und wie sie theilweise auch bei uns sich breitzumachen strebt, eignet sich nicht zur schönen Leibesgestaltung, dient nicht der wahren Gesundheitspflege. Der Geist wird dabei übernommen, die Nerven müssen in solcher Entwicklung zu viel arbeiten, das beeinträchtigt also die Gesundheit und was auf diese hinderlich wirkt, hemmt auch den Wuchs und die Ausbildung der Körperformen. Darum das Klage lied der Hygieniker, daß in manchen Industriegegenden, so z. B. im Sachsenlande, das einst der Sitz großer Menschen war, die Gestalten immer kleiner und dürrtiger werden. Die Militärbehörden aller jener Länder, in denen Industrie die meisten Menschen in ihren Bann zwingt, wissen genug zu berichten von dem Rückgange des Körpermaßes, von der Zunahme der Gebrechen bei deren Bewohnerschaft. Die Menschen werden also vielfach kleiner und häßlicher bei der modernen Gesittung. Das ist doch füglich kein harmonisches Vorwärtskommen!

Auf der einen Seite zeigt sich uns, daß die Menschen unter dem Drucke der gegenwärtigen Lebensanschauungen zu viel arbeiten müssen. Das ist aber einseitige Arbeit: die moderne Industriethätigkeit, welche Duzende von Millionen Menschen zu entsagungsvollem Schaffen zwingt, zu einer Thätigkeit, die viel Schweiß und Fleiß fordert und den Meisten schlechten Lohn trägt, mithin Ueberarbeitung, ein-

seitige Kräfteausbildung und — mangelhafte Ernährung oft vereint. Die Industrieländer haben weit weniger gesunde und hübsche Menschen als jene Gegenden, in denen das Großgewerbe und die Speculation nicht dominiren. Ueberall ist ein Beweis für diese Behauptung zu finden. England ist gewiß ein Land des äußersten Handels- und Gewerbefleißes, aber wie wenig hübsch ist seine Bevölkerung! Wie selten begegnet man einem hübschen Engländer, wie selten einer nicht blos mit niedlichem Gesichtchen ausgestatteten, sondern auch in allen Körperformen schönen Engländerin! Unter Tausenden und Zehntausenden muß man da schon suchen.

Die heutige Cultur hat über die niederen Volksclassen viel Mühsal, Elend und Dürftigkeit gebracht und das muß häßlich machen. Undauernde Beschäftigung in Fabriken bei schlechter Ernährung und geringer Körperpflege, bei Mangel an Luft, Licht und Wasser behindert unter allen Umständen die freie Entwicklung der Leibesformen. J. Sr. Coronel hat durch Messungen festgestellt, daß die Fabrikarbeiter der Niederlande kleiner sind als die Bauern und Landarbeiter. Ja, selbst die Kinder der Ersten haben ein geringeres Körpermaß als diejenigen der Anderen. In den Spinnereien und Webereien erblickte der genannte Forscher ältere Arbeiter, deren Statur Verhältnisse befundete, welche von jenen normaler Menschen sehr unvortheilhaft abweichen. Die Culturschäden übertragen sich von den Eltern auf die Kinder und Kindeskinde und entarten solchergestalt eine ganze Race oder Nation.

Auch der Mittelstand und die besseren Classen haben in unseren Tagen erhebliche Körpererschädigungen erfahren. Die Maschinen haben ihnen zu viel Arbeit abgenommen und man hat keine andere Körperbeschäftigung gesucht, sondern sich in den breiten Strom der modernen Genüsse und Vergnügungen gestürzt.

Der Körper kann aber nicht ohne eine gewisse regel-

mäßige Muskelarbeit sich formen und schön gestalten. Die Krankheiten der Jetztzeit sind ein Heer von Verdauungsstörungen und Brustübeln, die alle nur auf mangelhaften, resp. unrichtigen Gebrauch der einzelnen Organe hinweisen. Des Weiteren legen sich die mittleren und höheren Volksschichten zu viel Geistesarbeit auf, der Drang nach Wissen ist ein großer, aber die Eitelkeit ist noch größer, der Wunsch, dem Anderen auch hinsichtlich der Intelligenz und nicht blos in Bezug auf den Geldbeutel voranzufeln, treibt krankhafte Blüten. Das wahre Bildungstreben wird in den Hintergrund gedrängt, man denkt nicht mehr viel an ernstliche Ausbildung, sondern man pflegt nur die Einbildung. Man ist eben geistig gleichermaßen oberflächlich wie in Ansehung seiner Körperlichkeit. Und stammt nicht aus dieser Eitelkeit, sich mit Kenntnissen zu brüsten, für die man nicht reif ist und die man nicht braucht, die Fluth von Nervenplagen, welche in unserer Culturepoche auferstand und auch nur in dieser auferstehen konnte und die uns wiederum die besten Kräfte verzehrt! Wir beobachten in allen Staaten, die geistig allzuhohe Anforderungen an den Menschen stellen, dabei aber demselben nicht jene Verhältnisse gewähren, welche ihm einen Ausgleich dieser Ueberanstrengung der Nervenkraft durch angemessene Leibespflege gestatten, daß dort die Gestalten, deren kennzeichnende Eigenthümlichkeit Entartung, Abweichung von der Natur ist, immer häufiger auftreten.

Die maßvoll fortschreitende Gefittung ist der Leibesform keineswegs schädlich. Im Gegentheil kann sie sehr wohl den Menschen auch körperlich außerordentlich vorwärts bringen, wenn sie nur in den richtigen Schranken gehalten wird. Ein Forscher Namens Wiesemann erzählt u. A., daß bei den Slaven Nordamerikas die Verhältnisse der Körperformen durch den Einfluß feinerer Beschäftigung sich entschieden besserten. Die Schwarzen nämlich, welche seit etwa hundert Jahren, als drei Geschlechtsfolgen, häusliche Dienste verrichten, besaßen weniger aufgeworfene Lippen und längeres

Haar, als die Sklaven, welche mit Feldarbeit sich zu beschäftigen hatten. Die Letzteren bewahrten sich alle ihre ursprünglichen Eigenthümlichkeiten.

Unsere, der Hochcultur im Allgemeinen sehr fernstehenden Landleute und Bauern sind dank der schweren Arbeit, welche auf ihnen lastet, auch meist keine gar zu schönen Menschen, indessen haben sie sich Naturgefühl und Frische bewahrt. Ist es ihnen nun möglich, sich ihrer schweren Körperpflichten zu entledigen, ihrem Leibe ein Theil Arbeit abzunehmen und ihrem Geiste etwas mehr Arbeit aufzuerlegen, so gibt das in Summa mehr Harmonie in der äußeren Erscheinung. Daher kommt es denn, daß die Landleute, welche in die Stadt übersiedeln, dort für ihre äußere Gestaltung ungemein gewinnen. Das städtische Dasein hat also seine großen Vortheile, das soll und kann nicht bestritten werden. Wie die Gesittung die Körperschönheit vortheilhaft zu beeinflussen vermag, das zeigt uns manche Großstadt. Ich erinnere an Wien und München, zwei Städte, die sehr reich an hübschen Figuren, namentlich an hübschen und sogar schönen Weibern sind. Ich will ferner auf Paris verweisen, das ich in gewisser Hinsicht, nämlich in Bezug auf das schöne Geschlecht noch vor diese Orte stellen möchte. Woher kommt die große Schaar schöner Gestalten in derartigen Orten? Erstens aus den bequemen Daseinsbedingungen, die eine solche Großstadt verschiedenen tausend Menschen bietet. Man weiß es ja: die Schaaren der um's tägliche Brot von Früh bis spät tüchtig Schwitzenden und die Menge derer, die eigentlich nur sehr wenig Arbeit, hingegen erstaunlich viel Freiheiten und Bequemlichkeiten haben, zeigen sich in einer Großstadt dicht nebeneinander. Zweitens aus den gewählten Nahrungs- und Genußmitteln, die an solchen Orten zusammenschließen und gewöhnlich ohne Aufwendung größerer Mittel dort zugänglich sind; ferner verdankt man die schönen Figuren der Großstadt den vielen Gelegenheiten zur Körper- und Geistesbildung, die die

letztere bietet. Die schönen Gestalten der Großstadt sind zum gewichtigen Theil Kunstschöpfungen, sie sind durch oft große Pflege zur Entwicklung gekommen. Die Pariserin verdankt ihre schöne Figur zweifelsohne sehr wesentlich ihrer Tanzleidenschaft. In Paris wird noch mehr getanzt als in Wien und — der Tanz ist ästhetische Gymnastik. Außerdem steht die Pariserin in dem Geruche der Feinschmeckerei, wie Paris der Hort der Gourmands ist. Sie weiß gut zu leben und ihre Nahrung zu wählen.

Brillant-Savarin, der einer der größten Gourmands war, bemerkt dazu noch: „Der Hang des schönen Geschlechtes zur Feinschmeckerei ist eine Art Instinct, denn die Feinschmeckerei ist der Schönheit zuträglich. Eine Reihe genauer und unwiderleglicher Beobachtungen hat den Beweis geliefert, daß eine kräftige, auserlesene und sorgfältig zubereitete Nahrung die äußern Zeichen des Alters sehr lange hinauschiebt und fernhält. Sie verleiht den Augen mehr Glanz, der Haut mehr Frische und den Muskeln größere Spannkraft, und da es nach den Lehren der Physiologie feststeht, daß nur die Erschlaffung der Muskeln die Runzeln, diese furchtbaren Feinde der Schönheit, erzeugt, so darf man kühn behaupten, daß unter sonst gleichen Umständen diejenigen, welche zu speisen verstehen, immer zehn Jahre jünger erscheinen als die, denen diese Wissenschaft fremd ist.“

Findet man nun in Paris viele schöne Erscheinungen, so zeigt sich in Lyon und Marseille schon weit weniger Harmonie in der Außerlichkeit. Lyon ist Fabrikstadt in erster Linie, Marseille triumphirt als Handelsort. Das Schönheitsgefühl und also die Schönheit selbst ist in diesen beiden Siedelungen in weit geringerem Maße herrschend als in der Metropole des Franzosenthums. Der Fortschritt ist in den Handels- und Industriestädten gemeinlich ein gar zu einseitiger.

Die Cultur wird da sozusagen gemißbraucht. Wien hat zwar hübsch viel Industrie und Commerz, aber man

treibt die Sache hier viel weniger in's Extrem als anderswo und versteht dabei zu leben. Ueberall, wo die Cultur gemißbraucht wurde und des Menschen Freiheiten unter einem Joch von Sorgen allzusehr beeinträchtigt werden, mindert sich die Harmonie in der Außerlichkeit. Die böhmischen Industrieorte z. B. weisen viel weniger Schönheiten auf als jene Orte, in denen weniger mit Dampf gearbeitet und gelebt wird.

Gesittung, welche Noth im Gefolge hat, kann nie veredeln. Je weniger Noth und Sorgen die Menschen haben, desto besser können sie sich entfalten. Die Irländer waren vor zweihundert Jahren, vorwiegend von Landwirthschaft lebend, zum großen Theil hübsche und glückliche Menschen, jetzt sind sie trotz aller Aufklärung meist sehr verkommene Wesen. Prichard nennt die Bewohner von Sligo und dem nördlichen Mayo Gespenster von einem Volke, das einst gut gewachsen, starken Körpers und hübsch war: In den wenigen anderen Theilen Irlands, wo die Bevölkerung niemals so gedrückt ward und auf gutem, fruchtbarem Boden verblieb, liefert dieselbe Race die vollkommensten Beispiele menschlicher Schönheit und Kraft, sowohl in geistiger als in leiblicher Beziehung.

Die Schönheit braucht zu ihrer vollen Entfaltung eine gewisse Sorglosigkeit und Freiheit. Wo diese Dinge fehlen, gibt es auch keine volle Entfaltung des äußeren Menschen. Beim weiblichen Geschlechte entwickelt sich die Körperlichkeit viel eher im günstigen Sinne als bei dem männlichen, weil dem ersteren im Allgemeinen ein weniger mühevolleres, abspannendes Dasein vorbehalten bleibt. Der Mann ist es vor Allem, dem die Sorge um die Erhaltung der Familie, um die Befriedigung der vielen, tagtäglich wachsenden Bedürfnisse derselben obliegt und dabei ergibt sich nur zu oft Nervenüberbürdung und mangelhafte Körperpflege.

Hat die Frauenwelt unter großen Sorgen zu leiden, so ist das häufig ihre eigene Schuld. Die Gesittung unserer

Tage bringt wechselnde Moden und andere Lügenansprüche, denen man nachkommen will aus Eitelkeit und denen man nachkommt auf Kosten der Gesundheit und Schönheit. Wo das Geld in die Modewaarenläden geht und die Nahrung in entsprechendem Maße eingeschränkt wird, da werden auch die Körperformen schwache, da bleibt auch die volle Rundung der Gestalt aus.

Sorgen machen schlaffe Muskeln. Mangelhafte Ernährung bewirkt das Gleiche. Man erfand die Schnürleiber, um eine schönere Taille herauszubringen, viele aber haben jetzt diese Dinge nöthig, um ein schlaffes Muskelsystem zu stützen. Ja, man erfindet sogar schon Apparate, um auch das beim modernen Leben wenig kräftige Knochengerüst, zumal die Wirbelsäule zu stützen und so der bereits sehr häufigen krummen, auf Schwäche deutenden Körperhaltung ein Ende zu machen.

Bei einem natürlicheren Leben, einer besseren Leibespflege, einer anderen Costümierung wäre eine Schnürbrust gar nicht nöthig. In den classischen Zeiten, wo man noch keine Einschnürung des Leibes kannte, hatte man wunderbare Figuren, herrliche Schönheiten, die unsern Künstlern heute noch als ideale Gestalten erscheinen. Die Musculatur war dazumal prächtig abgerundet und die ganze Erscheinung des Weibes ergab dabei — obzwar die Taille nicht zusammengezwängt wurde, sondern in ihrem natürlichen Umfange sich zeigte — ein durchaus harmonisches Bild. Wir aber suchen nach Künsteleien und in dem Wunsche, die Natur zu unterstützen, mißbrauchen gar viele ihre Leibesformen. Wir gehen zu weit in der Einengung der Taille und daraus entspringt kein dauernder Segen für die Schönheit. Krankheiten und Verkrüppelungen erwachsen daraus und — Krankheiten und Verkrüppelungen sind niemals schön. Die Krankheiten des heutigen weiblichen Geschlechts sind zu einem großen Theil der Schnürbrust auf's Conto zu setzen. Dr. Decaisne erzählt im Figaro:

„Ich habe in Rom die Venus des Capitols, in Florenz die medicäische Venus gesehen und in Paris die Venus von Milo, dieses reine Juwel unseres Alterthums-Museums bewundert. Was doch bei diesen unverwüsthlichen, das Ideal der weiblichen Schönheit darstellenden Meisterwerken in Erstaunen setzen muß, ist der Umstand, daß bei keiner dieser fast göttlichen Statuen eine schmale Taille zu finden ist.“

Von den Frauen auf Cuba erzählt von Sievers:

„Trotzdem, daß nie ein Corset die Gestalt der Frauen auf Cuba verschönte, oder — weil nie eine Schnürbrust ihren Körper verunstaltete, gewährt er den doppelten Reiz natürlicher Form und freier Bewegung.“

Als beweisbringend dafür, daß unsere Gesittung eine einseitige, nicht immer dem Körper dienliche ist, mag der Umstand gelten, daß jene Länder, die weit weniger Cultur haben als wir, viel mehr schöne Gestalten aufweisen. Ich erinnere gleich wieder an Cuba, an die spanische Kreolin dort, von der der oben genannte Schriftsteller sagt:

„Sie ist von mittlerem Wuchs, von fülliger Gestalt und weicher Gesichtsfarbe, die in ihrem sammetigen Anfluge zu den schwarzen Augen, dem leuchtend bläulichen Haar wunderbar stimmt. Die Stirne mehr breit als hoch, die Nase fein und gerade, die Lippen knapp geschnitten, der Busen voll und frei, die Taille schlank, doch unbeengt von künstlichen Mitteln.“

Je weiter man nach dem Süden geht, desto mehr schönen Erscheinungen begegnet man. Und doch ist die Cultur im Norden viel höher als in den Ländern, wo die Sonne herrscht. Ungarn, Italien, Rumänien, Spanien, der ganze Orient — sind diese Gegenden nicht überreich an schönen Frauen? Das Weib kann sich dort freier entfalten, genießt mehr Ruhe, sorgt sich weniger als die Frau des Nordens um Kleinigkeiten. Ueberall da, wo die nüchterne Maschinen-cultur ihren Einzug hält und der Geldsack über die Liebe, die Schönheit, das warm empfindende Leben triumphirt,

überall da, wo sich enge Fesseln um das lebhaft pulsirende Menschenherz legen, geht auch die harmonische Entwicklung zurück. Wir ermangeln bei aller Großartigkeit unseres Zeitalters doch des Ebenmaßes im Vorwärtsschreiten. Der Geist eilt voran und der Körper bleibt zurück. Wir drängen aus der freien Natur in die engen Städte, die immer riesenhafter in die Breite und — in die Höhe wachsen. In Amerika hat man bereits zwölfstöckige Häuser errichtet.

Die Cultur schafft Großstädte und in den Großstädten müssen Millionen von Menschen die längste Zeit ihres Lebens hinter den Mauern, im Bureau, in der Werkstatt, im Fabrikraum verbringen. Aus den Arbeitsräumen eilt man in die Kneipen und Vergnügungsorte, die halbe Nacht und oft die ganze wird wiederum fern der frischen Luft zugebracht. Dergleichen untergräbt selbstverständlich die Gesundheit und Schönheit. Beobachten wir nicht in den Millionenstädten selbst in jenen Kreisen, die sich des äußersten Luxus erfreuen, häufig eine graue, der Lünche bedürftige Gesichtsfarbe! Sind nicht selbst die mit den schönsten Körperformen bedachten, von Grund auf gesunden Frauen oft gezwungen, ihren Teint zu verbessern? Woher kommt das? Aus dem Mangel an Licht, an Sonnenschein, an frischer Luft. Das moderne Leben ist oft ein Fledermansleben: der Tag wird zur Nacht und die Nacht zum Tag. Und sind nicht auch die Thiere und Pflanzen, welche in der Nacht leben und am Tag schlafen, grau, hingegen diejenigen, die das Tageslicht, die Sonne, die Luft in vollen Zügen kosten, farbenprächtig!

Wir leben in engen Häusern, in engen Gassen und genießen die Freiheit und Schönheit der Natur, die Sonnenstrahlen und die reine Atmosphäre nur viertelstundenweise. Das ist unser Schaden! Es ward noch zu wenig über den Einfluß des Lichtes und der Luft auf Körperschönheit und Gesundheit nachgedacht.

Dort, wo die Sonne ihren Einfluß auf die Lebewesen

voll und ganz zu entfalten vermag, erblickt man weit üppigere Formen und frischere Farben. Wir sollten mehr Sonne genießen und wir würden gesünder und schöner sein. Wir sollten auch mehr frische Luft kosten, um unsere harmonische Entwicklung zu fördern. London ist ein Ort, an dem die Nebel ihre Macht entfalten, die Sonne und eine reine, durchsichtige Atmosphäre aber seltene Erscheinungen sind. Und wie wenige schöne Gestalten findet man dort!

Die Hygiene der Zukunft wird auf die freie Luft und das natürliche Licht einen erhöhten Werth legen müssen.

Auch die Tracht spricht bei der Ausgestaltung des Körpers ein Wort mit. Die Engländerinnen und andere nordische Vertreterinnen des schönen Geschlechtes tragen sich bis oben hin zugetupft, lieben die enganliegenden, hochhinaufgreifenden Kleider, benöthigen derselben zum Theil auch wegen des Klimas, übertreiben aber doch und halten damit zugleich die Entwicklung ihrer Formen zurück. Im Norden begegnet man weit mehr schwächlichen Frauengestalten als im Süden, wo die freie, leichte Kleidung auch die Ueppigkeit im Wuchse zuläßt.

Die Fülle von Krankheiten und Gebrechen, welche die Kulturländer, die Staaten mit höchst gebildeter Bevölkerung heimsucht, lehrt zur Genüge, daß wir in den Fortschritten kein Ebenmaß fanden und sie mag eine Warnung sein, von der falschen Bahn herabzuschreiten und den Weg eines harmonischen Vorwärtstrebens anzutreten. Eine aus den Kreisen der Gebildeten heraus sich bemerkbar machende Bewegung unserer Tage, welche auf eine verständige Körperpflege in allen Volksschichten abzielt, deutet an, daß man eine Hauptwurzel der modernen Uebel bereits erkannt habe, und diese Bereitschaft, gegen eine weitere Kraft- und Schönheitseinbuße energisch anzukämpfen und das Verlorene nach Möglichkeit zurückzugewinnen, läßt Gutes erhoffen. Es ist aber auch hohe Zeit dazu.

Wollen wir schöner werden, so müssen wir weniger

aufgeregt nach dem Gelde haschen, weniger uns um wichtige Dinge sorgen, mehr Zeit aber auf die Pflege unserer Gesundheit und des Guten in uns überhaupt legen. Nicht bloß der Geist soll entwickelt werden, sondern auch das Gemüth, nicht bloß für Wissenschaft sollen wir uns interessiren, sondern auch für Kunst, nicht bloß unsere Nerven sollen wir anspannen, sondern auch unsere Muskeln. Das Ebenmaß in alledem bringt uns die höchste Schönheit.

Die Deutschen im Banat.

Von Adam Müller-Gattenbrunn.

Eine Art colonialer Bethätigungs- und Besitzfreude hat die Deutschen im Reich ergriffen. Sie streben nach Landerwerb in fremden Welttheilen, sie wollen künftig ihren auswandernden Volksgenossen ein bestimmtes Ziel weisen und sie nicht mehr an andere Völker abgeben, die sich ihres Fleißes, ihrer Tüchtigkeit bedienen, die sich von ihnen zu Culturvölkern erziehen lassen, um sich dann gegen ihre Lehrmeister aufzulehnen und ihre Entnationalisirung anzustreben. Künftig soll der Deutsche, sofern er will, auch in der Fremde ein Deutscher, ja ein Angehöriger des deutschen Reiches bleiben können. Dies ist für das Siebzigmillionen-Volk der Deutschen ein großer Gewinn und das „Reich“ wird in ein oder zwei Jahrhunderten an seinen Colonien gewiß eine große Stütze haben.

Wie ganz anders mag es den heutigen Colonisten zu Muth sein, die unter dem Schutze der deutschen Flagge in die Ferne ziehen, als es jenen Tausenden und Abertausenden gewesen, die durch viele Jahrhunderte die Donau hinab nach dem Osten wanderten, oder über's weite Meer nach dem unbekanntem Westen schifften. Diese Tapfern sind dem

Reiche verloren gegangen; aber sie haben eine große Sendung erfüllt und sie sind dem Deutschthum fast sämmtlich erhalten geblieben. Dies gilt namentlich von denen, die nach dem Osten zogen. Seit sieben Jahrhunderten trogen die Niederdeutschen in Siebenbürgen dem Ansturm der sie umwohnenden Völkerschaften und im Banat ist aus kleinen Anfängen allmählig eine der mächtigsten Colonien der Deutschen entstanden. Aber diese Colonie ist im Allgemeinen nur wenig bekannt. Man spricht und schreibt nur von den „Deutschen in Ungarn“; eine Sonderstellung genießen blos die Siebenbürger Sachsen. Mit Recht, denn sie führten bis vor Kurzem ein nach Außen durch Nationalität, Sitte und Gesetz abgeschlossenes Leben, und erst dem magyariſchen Nationalstaat blieb es vorbehalten, die feste Gliederung des Sachsenlandes zu zerreißen. Aber es gibt noch eine deutsche Colonie in Ungarn, die eine Sonderstellung einzunehmen berufen wäre, die thatſächlich eine solche einnimmt, denn sie ist durch ihre ganz ungewöhnlich große Volkszahl der Sachsencolonie in Siebenbürgen überlegen und sie weist wie jene ein eigen geartetes Volksleben auf.

Und diese Colonie ist das Temescher Banat.

Das Banat ist eine von den drei mächtigsten Flüssen Ungarns, der Donau, der Theiß und der Marosch begrenzte Halbinsel, die im Osten durch die eberne Kette der transsilvanischen Alpen mit Siebenbürgen zusammenhängt und zugleich durch sie von letzterem Lande so sehr geschieden wird, daß die Deutschen diesseits und jenseits der Berge fast nie in die Lage kommen, sich die Hände zu reichen, daß sie beinahe gar nichts von einander wissen. Das Banat ist ein in vielen Hinsichten selbständiges Kronland, das durch eine mehr als hundertjährige, nur von Wien beeinflusste Selbstverwaltung eine kleine staatliche Individualität geworden. Und in diesem Lande wohnen heute weit über 400.000 „Schwaben“. Der Name „Schwabe“ ist hier so wenig als vollgiltig hinzunehmen, wie derjenige eines „Sachsen“, wenn

derselbe einem Siebenbürger Deutschen gegeben wird. Die Banater Schwaben sind ein Mischvolf, das aus allen Stämmen Deutschlands und Deutschösterreichs seine Säfte gezogen; das süddeutsche Element hat sich als das stärkere erwiesen und die schwäbische Mundart gelangte, wenn auch nicht überall in gleicher Reinheit, zur Oberherrschaft. Das Gepräge des Landes, wie es sich in Sprache und Tracht ausdrückt, ist im Allgemeinen schwäbisch und man hat also nicht ganz Unrecht, wenn man die Banater Deutschen kurzweg Schwaben nennt.

Als die Ureinwohner des Banats geberden sich die Walachen, die Abkömmlinge jener großen lateinischen Colonie, welche unter Trajan hier gegründet wurde. Das Banat ist nämlich genau derjenige Theil vom Dacien der Römer, welcher nach der Eroberung Trajans Dacia riparia hieß und zwischen Dacia mediterranea (dem heutigen Siebenbürgen) und Dacia transalpina (Moldau und Walachei) lag. Den Walachen zunächst folgten die Zigeuner, die Raizen (Serbo-Kroaten), die Bulgaren und die Magyaren. Jahrhunderte später sehen wir die Türken Besitz ergreifen von dem Lande, aus dem sie erst nach hundertfünfzigjähriger Herrschaft durch den Prinzen Eugen (1716) wieder vertrieben wurden. Und nun wird von den Habsburgern die Besiedelung des beinahe menschenleeren, verödeten Landes, das nur Sümpfe, Wälder und einige Zigeunerniederlassungen aufwies, in Angriff genommen. Die Arbeit eines Menschenalters reichte nicht hin, das Land bewohnbar zu machen und die traurigsten Erfahrungen, die Colonisten beschieden sind, wurden den Ansiedlern im Banat nicht erspart. Die Wölfe fraßen ihre Herden, die Sumpflust erwürgte ihre Lieben und durch feindliche Einfälle verloren sie Hab und Gut. Es gibt wohl kein Land der Erde, — Amerika nicht ausgenommen — in welchem auf einer gleich kleinen Fläche so viele und so verschiedenartige Volksstämme unter- und nebeneinander leben, als wie dies vor einem Jahrhundert

noch im Banat der Fall gewesen ist. Wir sehen Deutsche aus allen Gauen des „heiligen Römischen Reiches,“ Griechen aus Macedonien und von den Inseln des Aegeischen Meeres, Franzosen und französirte Deutsche aus dem Elsaß, Italiener, spanische Juden und Vollblutspanier aus Biscaya einwandern, welsch' letztere ihre Niederlassung Neu-Barcelona nennen. Doch kaum ist das Werk einer ersten nothdürftigen Besiedelung durch den hochbegabten österreichischen Feldherrn General Mercy zur Hälfte vollendet, fallen abermals die ungezügelter Horden der Janitscharen ins Land, und ihnen auf dem Fuße folgt ein Feind, der auch sie besiegt, der Alles hinmährt — es ist der schwarze Tod, die Pest. Was nicht stirbt, ergreift voll Grausen die Flucht und General Mercy selbst findet in Italien den Heldentod, während sein schönes Friedenswerk im Banat vernichtet wird.

In Wien verlor man aber nicht den Muth. Als die Seuche vorbei war, ließ Maria Theresia die Erfolge der einzelnen Ansiedlungen studiren, und man fand diejenigen der Deutschen am größten. Bewunderungswürdig war die Widerstandskraft, war die Ausdauer, die Zähigkeit, mit welcher sie die furchtbaren Ereignisse über sich hatten ergehen lassen. Und so beschloß man denn, künftig nur noch Deutsche anzusiedeln. Die Spanier waren fast ganz verschwunden, ebenso die Italiener. Die Colonie der ersteren erhielt in der Folge den Namen Groß-Beeskeref, die der letzteren trug den Namen Mercy's, der ein Italiener von Geburt war, und sie durfte ihn auch ferner behalten. Mercydorf aber ist seit 1766 ein rein deutscher Ort; daran ändert auch die Thatsache nichts, daß derselbe jetzt in Mercyfalva magharisirte worden ist. Der neuerliche Zuzug der Deutschen dauerte von 1764—1773, und unter den letzten Colonien, die damals begründet wurden, finden wir den elßässischen Ort Gjatád (1767), der einige Jahrzehnte später der Geburtsort Nikolaus Lenau's werden sollte, und Steierdorf (1773), das ausschließlich mit Deutschen aus der Steiermark

befiedelt wurde. In solcher Ausschließlichkeit sind nur wenige Dörfer von einzelnen Stämmen bewohnt. Fast überall war die Mischung eine bunte.

Lehrreich ist es, auf der ältesten Karte des besiedelten Banat (Griselini, Geschichte des Banats, Wien 1780) das System zu erforschen, nach welchem die Ansiedlung vorgenommen wurde. Dasselbe zeugt mehr für die Klugheit als die Weisheit seiner Schöpfer. Der Charakter des vielsprachigen Staates Oesterreich, dem alle nationalen Bestrebungen unwillkommen sein mußten, wurde dieser kleinen Provinz grundsätzlich aufgedrückt. Man räumte den Deutschen wohl Ländereien ein, aber kein Land, wie sechs Jahrhunderte früher den Sachsen in Siebenbürgen. Wie oft hatte nicht der ungarische Staat der Kraft der Sachsen bedurft und sie erprobt, die Kraft, die sie aus ihrer Einheit schöpften, aus ihrer nationalen und wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit. Und doch schenkte man am Hofe Maria Theresia's davor zurück, auch aus dem Banat eine Provinz mit einer geschlossenen deutschen Gemeinschaft und einem deutschen Städtezentrum zu machen. Es ist nicht ganz aufgeklärt, warum man dies unterlassen hat. Vielleicht ist es auf eine Ueberschätzung der Deutschen, oder vielmehr auf eine Verkennung derselben zurückzuführen. Zwei deutsche Dörfer trennte man fast überall durch ein oder zwei anderssprachige. Diese letzteren zu germanisiren war die Aufgabe der Deutschen.

Die gewaltige Ausdehnung, welche die Volkszahl und der materielle Besitz der Deutschen nach und nach gewann, löste diese Aufgabe nur zum Theil, denn sie war zu groß. Durch die Erweiterung des deutschen Besitzes wurden zwar im friedlichen Wettkampf der Arbeit fünfzig anderssprachige Colonien verschlungen. Im Jahre 1780 gab es im Banat nämlich blos dreißig Ortschaften mit ausschließlich deutscher Bevölkerung, heute gibt es deren schon hundert, und davon sind blos zwanzig Dörfer neu. Die überwiegende Mehrheit besitzen die Deutschen in dreißig Orten und in mehr als

siebzig bilden sie eine sehr starke Minderheit, die unablässig an der Germanisirung ihrer Umgebung arbeitet. Trotzdem sind die Deutschen auch heute noch zu sehr mit rumänischen und serbischen Elementen durchsetzt, und sie bilden noch immer keine nationale Einheit. Sie haben einen ungeheuren Schatz von Volkskraft in dem ihnen aufgedrungenen Kampf um ihr Deutschthum verausgabt, den sie führen müssen, seitdem sie in diesem Lande in einer Gemeinschaft mit den verschiedensten Völkern wohnen. Die Einräumung eines geschlossenen Sprachgebietes hätte ihnen viele Kämpfe erspart, und das Schwabenland im Banat wäre heute zweifellos eine rein deutsche Provinz mit einem blühenden Kranz von Städten, wie das Siebenbürger Sachsenland.

Aber es ist eben anders gekommen. Eine selbständige Entwicklung ward den Banater Schwaben versagt und sie sind in ihrer Gesamtheit heute noch nichts anderes als ein Volk von Ackerbauern. Die bevorzugten Stände zählen sich nicht zu ihm. Die deutschen Bauern verlieren ihre höherstrebenden Söhne stets an die magyarischen Städte, denn die Regierung ließ diesen 400.000 Schwaben keine einzige rein deutsche Mittelschule. Was über den Ackerbauer emporstrebt, wird planmäßig entnationalisirt, und so gehen die begabtesten Söhne der Deutschen, sobald sie Beamte, Aerzte, Juristen werden, ihrem Volke verloren.

Man hat das Banat im vorigen Jahrhundert das Grab der Colonisten genannt. Das ist dieses Land längst nicht mehr. Durch die unermessliche Arbeitsleistung der Deutschen ist die versumpft und verseucht gewesene Halbinsel zwischen den drei größten Flüssen Ungarns die Kornkammer des Landes geworden. Der Nutzen dabei ist bis jetzt für die Schwaben nur ein materieller gewesen, denn sie sind vor lauter Arbeit noch gar nicht zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen. Nicht hundert Bauern im Banat kennen die Größe der deutschen Colonie in diesem Lande und sie würden freudig erstaunen, wenn Ihnen Jemand sagen würde: Ihr seid fast eine halbe

Million Deutsche! Aus Oesterreich kommt ihnen selten, aus dem „Reiche“ fast nie eine Kunde zu und das Zeitunglesen ist noch eine ganz junge Wissenschaft für die Banater Schwaben. Als ihre Urgroßväter aus den Gauen des Reiches auswanderten, war dieses zerrissen und zerklüftet, es war ohnmächtig geworden in hundert Kriegen und die Auswanderer nahmen keinen nationalen Stolz, keinen großen Gedanken mit von ihrem zerrütteten Vaterlande, das sie als kein gemeinsames anzusehen gewohnt waren. Das hat sich auch auf ihre Nachkommen vererbt und da ein Zusammenhang zwischen ihnen und dem Culturleben des deutschen Reiches nicht besteht, da sie keine gemeinsame Liebe, keine gemeinsame Freude und kein gemeinsamer Schmerz mit dem großen Vaterland verbindet, so muß man manche betrübende Erscheinung in ihrem nationalen Leben entschuldigen. Die Banater Schwaben tragen trotz aller Vorkommnisse, welche vielleicht das Gegentheil beweisen könnten, das Vollbewußtsein ihres Deutschthums in sich, und sie berufen sich in feierlichen Augenblicken nicht ohne Stolz darauf. Das arbeitscheue städtische Proletariat im Banat nennt den deutschen Bauern wegwerfend „Schwab.“ Das Wort wird zum gesellschaftlichen Schimpf, wenn es einen trifft, der in der Stadt etwas geworden, weil er seine Abstammung verläugnet hat; der Bauer selbst aber lacht darüber, wickelt seine Geschäfte ab, denkt sich sein Theil und fährt wieder heim. Doch wenn ihm Jemand zu nahe tritt, ihn wie einen Wallachen behandeln will, wenn ihn Jemand reizt, dann richtet er sich zu seiner höchsten Bethenerung auf und sagt wohl zornig: „Mr san deutsche Leut!“ oder: „Mr san ka Walacha nit!“ Wer mit einem Banater Schwaben je verkehrt hat, der weiß, daß es mit dem Spaß vorüber ist, wenn solche Worte fallen.

Diese 400.000 Bauern, die für den magharischen Nationalstaat bisher nichts anderes waren, als die gewaltige Pflugchar Ungarns, sie haben sich als Deutsche behauptet allen Gewalten zum Trotz. Sie sind in diesem Lande Alles

und sie werden es auch bleiben. Die Deutschen sind im Banat die Begründer des Ackerbaues, die Begründer des Bergbaues, aller Gewerbe und Industrien, der Schulen und Kunstanstalten; Alles, was da ist, stammt von ihnen her, denn sie sind zugleich mit einem tüchtigen Handwerkerstand aus Deutschland gekommen, sie brachten sich ihre eigenen Lehrer und Priester mit und vom ersten Tage an waren die anderssprachigen Nachbarn ihre Schüler.

Ein deutsches Dorf im Banat gleicht einer walachischen oder magyharischen Niederlassung so wenig, wie die Wiener Ringstraße den meist unsaubern ungarischen Landstädten gleicht. Während die anderen Völker hier noch mit Lehmziegeln bauen und selbst aus Weiden geflochtene und nur mit Lehm überkleidete Wände aufzuführen, baut der Deutsche fast ausschließlich mit gebrannten Ziegeln und deckt selbst die Dächer seiner Scheunen mit solchen. Die Strohdächer sind aus den deutschen Niederlassungen fast ganz verschwunden. Daß es in einem deutschen Dorfe kein ungeweihtes Haus gibt, kann als selbstverständlich gelten. An einem Frühsommertag durch einen solchen Ort zu schreiten, ist herzerquickend. In langen Reihen stehen die blendend weiß getünchten Wohnhäuser, die schmale Giebelseite nach vorn gekehrt, während die Längseite dem Hofraum zugewendet ist. Die spiegelblanken Fensterscheiben, hinter denen weiße Vorhänge hervorstehen, lachen uns aus dem Schatten der duftenden Akazien- und Maulbeerbäume an, die vor jedem Hause stehen. Der langgestreckte Hof wird hinten durch einen Wirthschafts-Bau überquert, welcher die Scheuer und die Stallungen enthält. In der Mitte dieses Baues, der das Bild abschließt, ist eine Durchfahrt, und sie gestattet uns den Ausblick in einen wohlbestellten Obst- und Gemüsegarten. Millionen Bienen schwirren dem Wanderer ums Haupt, wenn er zur Blüthezeit durch eine Gasse des Dorfes schreitet, und ihre Emsigkeit ist ein getreues Sinnbild der menschlichen, die sich allerorten regt. An einem Sonntag sieht die Gasse besonders feierlich aus.

Die erhöhten Gehsteige, die an den beiden Häuserzeilen entlang laufen, sind blank gescheuert wie die Höfe und selbst die Fahrstraße ist von überraschender Sauberkeit; die geputzten Schwäbinnen sitzen am Nachmittag auf Staffeln und Bänken schwägend und sichernd beieinander unter den schattigen Bäumen und Niemand kommt ungeneckt an ihnen vorüber. Ein einfacher Gruß genügt nicht, wenn man an einer solchen Gruppe ohne üble Nachrede vorbei will; man muß etwas Passendes zu sagen wissen, womöglich etwas Heiteres. Das „Schnadahüpfel“ der Alpenvölker, von den eingewanderten Steirern, Tirolern und Oberösterreichern hierher verpflanzt, lebt im Banat in einer prosaischen Form als knappe Rede und Gegenrede. Oft hört man diese Gruppen vor den Häusern (welche man die „Reih“ nennt, weil sie sich jeden Sonntag vor einem anderen Hause zusammenfinden) auch singen, aber auf ein Lied in schwäbischer Mundart wird man vergeblich warten. Was man hört, erquickt Einem jedoch nicht minder. „In einem kühlen Grunde,“ „Straßburg ist eine wunderschöne Stadt“, „Zu Straßburg auf der Schanz“, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, diese und hundert andere deutsche Volkslieder werden auf der Straße und in der Spinnstube, in Wald und Feld von unsern Schwaben gesungen. Viele ihrer Lieder finden sich in des „Knaben Wunderhorn,“ aber die Einwanderer haben sie im vorigen Jahrhundert aus ihrer deutschen Heimat mitgebracht, ehe Brentano's Sammelwerk erschien. Die neueren Lieder brachten die Handwerksburschen aus der Fremde mit nach Haus, oder die „ausgedienten“ Soldaten.

Daß es den Banater Schwaben noch immer an einer einheitlichen Mundart gebricht, hat seinen Grund wohl in der verschiedenen Abstammung des Volkes und in seiner Zersplitterung. In jedem Dorfe, das von der nächsten deutschen Gemeinde durch dazwischen liegende walachische Ortschaften geschieden ist, hat sich eine eigene Mundart herausgebildet. Die Farbe des Schwäbischen ist zwar überall erhalten, aber

es berühren sich hier doch auf engem Raum oft Sprachgebiete, die im deutschen Reich fünfzig Meilen auseinanderliegen. Und so wie die Mundarten, so haben sich auch die Verschiedenheiten in Tracht, Sitten und Gebräuchen erhalten.

Von der Verschiedenheit der Mundarten, welche unter den Banater Schwaben gesprochen werden, kann man sich aus folgenden Beispielen einen Begriff machen. Ein befreundeter Dorfschullehrer in der Nähe von Temesvar sandte mir von dort eine Dialectprobe, die also lautet:

„I han a Mädle, schoaner geit's
Ret oins auf tausend Stunde,
Zm ganze weite Schwobeland
Hast Du no koins so g'funde.“

Dieses schwäbische Verslein, von dem ich nicht weiß, ob der Sender es gedichtet oder ob er es einem Volkslied entlehnte, würde in der Mundart meines eigenen Banater Heimatdorfes lauten:

„Ich heb a Mädsha, scheiner git's
Nit ans uf tausert Stunna,
Zm ganza weita Schwowaland
Hoscht Du noch kans ja (u) g'funna.“

Das klingt halb pfälzisch und halb niederdeutsch. Gedichte, die aus dem deutschen Volk im Banat hervorgegangen und sich mit dem Volke beschäftigen, kenne ich nur wenige. Ein deutscher Bauer in Mercydorf, jenem Orte, das ursprünglich mit Italienern besiedelt war und nach dem Colonisator benannt wurde, ist kürzlich als Dichter aufgetreten. Der Mann heißt Josef Gabriel und führt den Pflug wie jeder andere Bauer im Dorfe. Er sendet mir einige recht gelungene Gedichte in der Mundart, die in Mercydorf gesprochen wird. Man lese zum Beispiel das folgende Scherzgedicht, das jedoch nicht als ein Sittenbild gelten möge:

Dr Vu' *) führt sei Großvater hem.

Großväterche, was is met Dir?
 Du kannscht jo nemi gehn!
 Du taamelscht hin un taamelscht her
 Un kannscht bal net mol stehn.
 Ei so, du hascht z'viel g'trunk,
 Ich g'sieh dr s jo schon an.
 Dei Gesicht des is ganz feuerroth,
 Bescht wieder neme **) dran.
 Wellscht hem villeicht? geb her die Hand;
 Horch, was ich rohthe tät:
 Geb owacht, geh vor kerzegrab
 Un fall uf mich nor net.
 Un daß die Großi ***) dich net g'sieht,
 Du wehst jo, wie sie is.
 Geh glei en s Bett un saa: bescht krank,
 Sonscht dunmert se dich gwiß.

Auch dieser Dialect ist verschieden von dem der ersten Strophe.

Vom Typus der Schwaben und von der Verschiedenheit ihrer Trachten mache man sich aus der beigegebenen Illustration ein Bild. Die Aufnahmen zu dieser Abbildung sind an Ort und Stelle im Auftrage des Verfassers dieser Zeilen vollzogen worden, und es ist das erstemal, daß deutsche Volksgestalten aus dem Banat in einer deutschen Zeitschrift erscheinen.

Gemeinsam ist den nach ihrer Abstammung so verschiedenen Deutschen im Banat Eines: Die Liebe für ihre neue Heimat. Sie hängen mit einer Zähigkeit an der Scholle, auf der sie geboren sind, daß nichts sie hier ent wurzeln könnte. Sie haben sich ihre Heimat durch unendliche Mühsal erobert, und sie sind an sie gekettet mit allen Banden des Gemüthes und der Sitte. Es kommt nur selten vor, daß eine Familie in ein anderes Dorf übersiedelt, und die Vermeh-

*) Der Vub.

**) Daneben, aus dem Geleise.

***) Großmutter.

zung der Einwohner in einzelnen Ortschaften hat die ursprüngliche Ansiedlerzahl hier und dort um das zwanzigfache erhöht. Wir haben Dörfer im Banat mit 4—5000 Einwohnern; Dörfer, die einige tausend Fuhrwerke beistellen können. In solchen Orten blüht ein frisches, farbenreiches Volksleben, und der Zauber, der die Leute aneinander fettet, ist mächtig; es kommt fast nie vor, daß einzelne Bursche oder Mädchen sich aus der Gemeinschaft eines Dorfes lösen und „forthelraten“, und nur wenige Handwerker, die als Gesellen in die Welt ziehen, halten es in der Fremde aus. Es treibt sie alle wieder zurück. Und wenn sie sich auch noch so fest vorgenommen hätten, nur zu Besuch in die Heimat zu kommen — sie bleiben; und wenn sie bei ihrer Heimkunft auch noch so fein und herrisch aussehen, sie verbauern wieder. So mächtig ist der Bauernstand und so geachtet, daß jeder Handwerker es für eine Ehre ansieht, ihm zu gleichen, daß ein Anderskleiden oder Andersgehoben für jeden einer Selbstverbannung aus den geselligen Kreisen des Dorfes gleichkommt.

Durch die große Vermehrung der Bevölkerung in den einzelnen Orten wurden die Bauerngüter in immer kleinere Bruchtheile zerlegt und die „ganzen Gründe“ sind bereits eine Seltenheit geworden in einzelnen großen Dörfern des Banats. Das ist aber auf andere Weise ausgeglichen worden. Die meisten, reichbevölkerten deutschen Dörfer sind — wie ich wiederholt bemerkte — von walachischen Ansiedlungen umgeben. Die Gründe, welche diesen Dörfern zugehören, gingen aber zum größten Theil in den Besitz der deutschen Nachbardörfer über. Was nicht dauernd erworben wurde, ist doch sicherlich von den Deutschen gepachtet. Die meisten walachischen Dörfer sind auf solche Art zu Tagelöhner-Niederlassungen geworden; doch kann man sie selbst als solche nicht bezeichnen, denn die Bedürfnislosigkeit dieses Volkes und seine Arbeitscheu sind so groß, daß es sich nur in außerordentlichen Fällen zur Lohnarbeit hergibt. Mit

Bestimmtheit ist auf diese Arbeitskräfte nie zu zählen. Manchen Tag harren Hunderte vor den Dörfern, um sich den Schwaben zur Arbeit anzubieten, die an ihnen vorbei nach den gepachteten Feldern fahren, und manchmal ist kein Einziger zu sehen. Dieses arbeitscheue Proletariat wäre sicherlich zu erziehen und zu germanisiren gewesen, wenn sich die Deutschen hätten entschließen können, in walachische Dörfer zu übersiedeln. Aber das thun sie nicht, oder doch nur in den seltensten Fällen; sie fahren lieber meilenweit, um auf ihre Felder und in ihre Weingärten zu gelangen, als daß sie sich in eine Gemeinschaft mit denen begeben würden, die sie tief unter sich sehen, die sie gar nicht mit sich vergleichen können.

Zu den schönsten Zügen des Volkscharakters der Banater Schwaben gehören seine außerordentliche Gastfreundlichkeit und der stark ausgeprägte Gemein Sinn Aller. Der letztere bethätigt sich gegen Nachbarn und Mitbewohner eines Dorfes in hohem Maße. Will sich Einer, und wäre er auch ein Handwerker und Kleinhäusler, der nie vergelten kann, was man ihm thut, zum Beispiel ein Haus bauen, so braucht er bloß für den Kaufpreis des Materials und die Maurer zu sorgen. Das Material selbst wird ihm von Freunden, Bekannten und Nachbarn herbeigeschafft, selbst wenn es meilenweit zu holen wäre. Wer Pferde und Wagen hat, spant einige male des Jahres für solche Zwecke ein und das jung verheiratete Paar, welches die Dienste der Gesamtheit braucht, kann getrost von Haus zu Haus gehen und sie fordern. Zum Bau selbst sendet Jedermann einen Knecht, eine Magd oder andere hilfreiche Hände und es werden im Banat keine Häuser gebaut, für welche Tagelöhner nöthig wären. Das ist noch gute alte Colonisten-Sitte: Jeder hilft, weil Jeder Hilfe braucht.

Über die Sitten und Gebräuche, über die vielen eigenartigen Erscheinungen im Volksleben und über die Zukunft dieser mächtigen deutschen Ansiedlung ließe sich Vieles sagen,



doch kann es an dieser Stelle nicht geschehen. Es hat sich hier bloß darum gehandelt, im Allgemeinen auf die Schwaben im Banat hinzuweisen, die der Theilnahme aller Deutschen würdig sind. Wirklich gefährdet in ihrem nationalen Besitzstand sind sie heute noch nicht, aber brüchig wird gar vieles im Leben der Schwaben durch die fortgesetzte Bedrängung, der sie von Amt und Schule ausgesetzt sind. Schöne Sitten und Gebräuche schwinden, die Trachten ändern sich und die Tünche des Fremden wird überall sichtbar. In dem, diesem Aufsatze beigegefügt Gruppenbild findet der Leser noch zum Theil die echt schwäbische Tracht. Rechts in der Ecke stehen Bauer und Bäuerin im Sonntagsstaat, die Mitte des Bildes beherrscht ein Brautpaar, in der linken Ecke hat ein Vortänzer vom „Kirchweihfest“ den Arm über die Schulter seines Mädchens gelegt. Die erstgenannten zwei Paare sind aus Guttenbrunn, das letzte aus Mercydorf, welches näher bei Temesvar liegt. An diesem letzteren Paar ist denn auch der Einfluß der Stadt bemerkbar: die Stiefel der Burische nähern sich im Schnitt den „Tschizmen“ der Magyaren, die Hose zeigt Verschnürungen, der Hut ist weich und klein. Die Schürze des Mädchens und manches Andere verrieth dem Kenner ebenfalls den städtischen Einfluß. So unscheinbar diese Wandlungen in der Tracht erscheinen mögen, so bezeichnend sind sie. Doch gibt es leider Erscheinungen, die weit schlimmer sind als diese, denn sie sind ganz willkürlich entstanden und nicht als ein Ergebnis städtischen Einflusses. Jedes große Dorf hat sein Schützencorps, seine Musikapelle, seinen Gesangverein, seine Feuerwehr. Solch ein Schützencorps war bis vor wenigen Jahren noch ein herzerquickender Anblick, wenn es ausrückte. Die kernigen Gestalten waren gleichmäßig in dunkelblaues Tuch gekleidet, trugen hohe Glanzstiefel und mächtige breite Hüte. Da hatte vor etwa zehn Jahren ein jüdischer Krämer den speculativen Gedanken, eine der Honveduniform ähnliche Tracht für Schützen anfertigen zu lassen. Den Weibern

gefiel die bunte Tracht, die gegen ganz kleine „Katen“ zu erwerben war, und es dauerte nicht lange, so rückte das Schützencorps meines Heimatsdorfes in rothen Hosen, grünem Rock mit weißen Schnüren, mit einem rothen Gaflo auf dem Kopfe aus! Das Herz that mir weh, als ich dies Schauspiel sah. Dieses Schützencorps brachte, als es zum ersten male an einem Kirchweihfeste ausrückte, einen geradezu widerwärtigen Miston in das Trachtenbild des Dorfes, aber heute ist man gewöhnt an daselbe und zahlreiche deutsche Dörfer haben sein schlechtes Beispiel nachgeahmt. Dieselben Wandlungen machen die Trachten der deutschen Feuerwehrlente und „Musikbänden“ langsam durch. Die letzteren spielen zwar zumeist jene wunderbaren altdeutschen Liedertänze, welche die Schwaben aus ihrer Heimat mitgebracht haben, aber schon gibt es „Bänden“, die gekleidet sind wie magyarische Zigeunerkapellen auf Reisen.

Das sind betrübende Erscheinungen, es sind Zeichen des Verfalles; aber ganz darf man die Hoffnung nicht sinken lassen, denn der nationale Gedanke, der alle Völker ergriffen hat, die mit den Banater Schwaben in Berührung kommen, er kann diesen selbst auf die Dauer nicht fremd bleiben.

Was der Oberst erzählte.

Von Gerhard von Amynator.

Neber öde Felsentrümmer hatte mein Weg hinabgeführt; — so erzählte der Oberst — jetzt war ich in die tiefen Schatten des Tannenwaldes eingedrungen. Die Sonne stand noch hoch genug, um hier und da ein zitterndes Goldfädenetz über den bräunlichen elastischen Nadelteppich zu spinnen. Kräftiger Würzduft schmeichelte

meinem Sinne; ab und zu tönte das gellende Zwitschern eines fangeifrigen Buchfinken.

Schier endlos schien der einsame Waldpfad, auf dem mein Fuß geräuschlos zum Thale strebte. Endlich lichtete sich das Tannicht; der Weg machte eine Biegung zur Rechten; ich schritt durch die offene Pforte eines Wildgatters und vor mir lag, im Glanze des flutenden Sonnenlichtes, ein paradiesisches Gebirgsthäl, dessen sanft geschwungene Wiesen mit unzähligen bunten Feldblumen bestickt waren. Ein Bächlein hüpfte geschwähig über Steingeröll und flimmernde Kiesförner. Im Vordergrunde zur Rechten, an eine vorspringende Ecke des das Wiesenland in weitem Bogen einfassenden Waldes angelehnt, lag malerisch ein Försterhäuschen mit grauem Schieferdache, und tief unten, da, wo das Thal durch zwei dicht gegen einander geschobene Berghänge für den Blick geschlossen wurde, ragten über die grünen Büschungen dieses Hintergrundes noch die Giebel und der wetterfahnengekrönte Kirchthurm eines friedlichen Dörfleins herüber. Und über Allem das goldig zitternde Sonnenlicht und der aromatische Duft des frisch gemähten Heues, das auf einzelnen Wiesen schon zum Trocknen ausgebreitet lag! Dazu die Feierabendstille, die dieses Stücklein Gebirgslandschaft zu einem Tempel der Andacht und des Gebetes machte! O, du wundervolle, wunderherrliche Gotteswelt!

Ich war doch ein wenig müde geworden bei meinen Vermessungs-Arbeiten da oben auf dem Dedlande der Felsen und beschloß, wenn es mir gestattet würde, auf der einladenden Bank vor dem Försterhause zu rasten. Ich überschritt das Brücklein, das über den Wiesenbach gelegt war, und näherte mich dem Hause. Ein paar Hunde sprangen mir kläffend entgegen, und „Pluto! Diana! hierher!“ klang es gebieterisch aus dem kleinen Vorgarten der Försterei. Dort stand, über den Zaun gelehnt, eine hohe, männliche Gestalt, mit mächtigem, schon grau gesprenkeltem Bollbarte,

der wie ein Urwald ein scharf geschnittenes, durch zwei große, ehrlich blickende Augen sympathisch belebtes Gesicht einrahmte. Die Kleidung verrieth den Förster. Ich griff an meine Mütze und fragte, ob es mir erlaubt wäre, ein paar Minuten vor dem Hause auszuruhen.

„In Gottes Namen. Treten Sie nur näher, Herr Lieutenant.“

Der Förster geleitete mich durch das ansteigende Gärtchen hinauf zu der Bank, die sich neben der Hausthür befand, und forderte mich freundlich auf, Platz zu nehmen.

Ich streckte meine ermüdeten Glieder auf das harte Holz, das mir behaglicher dünkte, als der üppigste Sesselpolster, und schaute angeheimelt bald in die erusten, ehrlichen Züge des schon betagten Forstmannes, bald hinaus in das von hier aus doppelt lieblich erscheinende Gelände.

„Sie werden gewiß eine kleine Erfrischung annehmen,“ hob der Alte vorsorglich an und, ohne meine Antwort abzuwarten, rief er mit tiefer und doch zärtlich klingender Stimme: „Anna! Anna! komm doch mal heraus!“

Ein schwarz gekleidetes, bleiches Mädchen erschien in der Hausthür, grüßte mich mit kaum merklicher Neigung des auffallend hübsch geformten, blonden Kopfes und harrete wortlos der väterlichen Wünsche.

„Bringe diesem Herrn ein Glas Milch, Anna, und mache ihm eine Butterschnitte zurecht!“

Sie nickte und verschwand ebenso wortlos wieder im Hause.

„Ist Ihre Tochter leidend, Herr Förster?“ fragte ich theilnehmend, denn das schweigsame, traurig blickende Mädchen schien einen Schmerz mit sich herumzutragen.

Der Gefragte seufzte. Dann schaute er vorsichtig nach der Thür, ob die Verschwundene nicht etwa schon wieder zurückkehrte, und raunte mir leise zu:

„Sie hat im vorigen Jahre den Bräutigam verloren . . . er ist bei Gravelotte gefallen.“

„Das arme Kind!“ versetzte ich bedauernd, „da ist es schwer, zu trösten.“

„Sie hat noch keine Thräne vergossen,“ fuhr der Förster mit gedämpfter Stimme fort. „Finster und stumm geht sie durch das Haus und thut ihre Hausfrauenpflicht — ich bin nämlich Witwer, — aber noch mit keiner Silbe hat sie von ihrem Verlust gesprochen. Wenn sie doch nur ein einziges Mal weinen möchte . . . ich glaube, dann wäre ihr und mir geholfen.“

„Warmes Wetter heut!“ setzte er in plötzlich verändertem Tone hinzu, denn die, von der er sprach, kehrte eben mit einem Glase Milch zurück, „aber geben Sie Acht, sobald die Sonne unten ist, wird es bitter kalt werden.“

Das bleiche Försterkind bot mir das Glas dar wie ein Automat, der seine vorgeschriebene Bewegung vollzieht.

„Ich danke vielmals, mein liebes Fräulein; das wird mir ausgezeichnet schmecken.“

Ich nahm das Glas und blickte zu ihr empor. Ihr Antlitz war regelmäßig geschnitten und von einem zarten Elfenbeintone überhaucht; aber kein Muskel zuckte in demselben; es schien erstarrt, wie das Antlitz einer Niobe.

„Hast Du das Brot vergessen?“ fragte der Vater.

Sie deutete, ohne den Mund zu öffnen, nach der Thür, durch welche gerade eine Magd trat, die das Verlangte brachte und mir mit bäurisch-schämiger Unsicherheit überreichte.

Während ich aß und trank, stand der Förster vor mir und erzählte mir dies und das vom Wildstande in seinem Revier und von der Unbill der Witterung, unter der zur Winterszeit der Forst zu leiden hätte. Seine Tochter lehnte an der Thürpfoste und starrte mit theilnahmslosen Augen in das Thal hinaus; sie schien weit abwesend mit ihren Gedanken und hörte von dem, was der Vater sprach, offenbar kein einziges Wort.

Als ich mich erquickt hatte, erhob ich mich und sagte Dank für die freundliche Aufnahme.



„Wollen Sie denn schon wieder weiter?“ fragte der Förster kopfschüttelnd. „Sie sollten sich erst einmal mein Haus ansehen . . . habe manche Merkwürdigkeit drinnen, die Ihnen vielleicht gefallen würde.“ Und als ich zögernd überlegte: „Kommen Sie, verehrter Herr, treten Sie näher! Anna, du zeigst dem Herrn wohl die Stuben.“

Ich ging auf seinen Wunsch ein, denn er schien mit diesem Auftrage an seine Tochter eine bestimmte Absicht zu verfolgen; wahrscheinlich wollte er sie durch das Beisammensein mit einem Fremden neben mir, aber sie sagte kein Wort, als sie die Thür zum ersten Zimmer geöffnet hatte, und deutete nur mit einer stummen Geberde nach der Wand, an der verschiedene monströse Geweihe befestigt waren.

Gehorsam schritt das Mädchen neben mir, aber sie sagte kein Wort, als sie die Thür zum ersten Zimmer geöffnet hatte, und deutete nur mit einer stummen Geberde nach der Wand, an der verschiedene monströse Geweihe befestigt waren. Der Förster, der uns gefolgt war, mochte nun doch wohl die Verpflichtung einer näheren Erklärung fühlen, denn er trat vor und bemerkte:

„Alle in meinem Revier geschossen. Dort den ungeraden Achtender erlegte ich voriges Jahr oben auf dem Teufelsgrat.“

Ein leises Zucken schien durch die Gestalt des Mädchens zu gehen; sie wandte sich ab und trat ans Fenster. Der Förster zog mich in das Nebenzimmer und flüsterte:

„Da habe ich eine Unvorsichtigkeit begangen. Den Teufelsgrat hätte ich nicht erwähnen sollen; dort habe ich zuletzt mit Baumann — so hieß der Bräutigam meiner Tochter — gesagt, ehe er in den Krieg zog.“ Und lauter fuhr er fort: „Hier sehen Sie eine Menge Rehgehörne, die fast alle aus meinem Revier stammen, in dem ich früher angestellt war. Anna, komme doch herein und erkläre dem Herrn deine Naturalien-Sammlung!“

Die Zurückgebliebene gehorchte dem Rufe und kam langsam wieder zu uns. Sie deutete auf einen Holzkasten, hinter dessen Glasfenster heimische Tag- und Nachtfalter aufgepießt waren, und dann auf verschiedene Wandconsolen,

auf denen kleinere Thierskelete unter Glasglocken standen. Da sie aber noch immer kein Wort der Erklärung fand, hob der Förster schonend und hilfreich an:

„Dies ist das Skelet eines Wiesels. Meine Tochter selbst hat das Thier geschossen und ich habe es ihr zum Andenken so skeletirt. . .

„Diese Arbeit würde einem Anatomen alle Ehre machen,“ bemerkte ich anerkennend; „wer hat Ihnen diese Kunst beigebracht?“

„Du lieber Gott!“ erwiderte der Alte geschmeichelt, „das lernt sich so von selbst; ein Forstmann muß Geschick und Geduld in den Fingern haben.“

Als wir das dritte Zimmer — es war eine Art Salon — durchschritten und ich ein Pianino, über welchem ein Waldhorn an der Wand hing, entdeckte, fragte ich direct meine schweigsame Begleiterin:

„Sie sind musikalisch, mein Fräulein?“

Sie schüttelte langsam den Kopf, indem sie die Lippen fest auf einander preßte.

„Oh, doch!“ fiel der Förster ein, „meine Tochter spielt Clavier und singt; sie hat es nur lange nicht mehr geübt.“ Dabei hatte er sich ihr genähert und tätschelte ihr nun mit seiner derben behaarten Hand lieblosend die Schulter. „Nicht wahr, mein Kind, die Zeit wird schon wieder kommen, wo wir zwei beide wieder Musik machen?“

Er hatte es sehr sanft, fast schüchtern und ängstlich gefragt. Sie sah ihn vorwurfsvoll an und machte eine heftig abwehrende Bewegung mit dem Haupte, dessen lichtblonde Haarfülle im Abendschein wie Gold funkelte; dabei zuckte es wiederum verrätherisch um ihre Mundwinkel.

Schmerzlich blickte der Alte zur Balkendecke; ein schwerer Seufzer hob seine breite Brust.

„Kommen Sie, mein Herr,“ beendete er die peinliche Scene, „und sehen Sie sich auch noch das Dachgeschoß an.“

Meine fleißige Tochter hält Alles so rein und blank wie ein Schmuckkästchen.“

Wir stiegen eine knarrende Holztreppe hinauf. Die Belobte war etwas zurückgeblieben.

„Das Waldhorn habe ich seit Baumanns Tode nicht mehr berühren dürfen,“ klagte er leise im Hinaufsteigen, „einmal habe ich es versucht, aber da ist sie mir aus dem Hause gelaufen und erst spät am Abend, wie verstört, zurückgekehrt. Ach! wenn ich erst wieder mein Waldhorn blasen dürfte, dann wäre der Alp von uns genommen, dann hätten wir wieder Trost gefunden!“

Seine tiefe Stimme zitterte.

Ich drückte ihm verstohlen die Hand und flüsterte:

„Hoffen Sie auf Gott! er wird es wohl machen und auch Ihrem Hause wieder Frieden schenken!“

Wir standen im großen Flure des Dachgeschosses; er öffnete die Thür zu einem Zimmer mit schräger Wand und erklärte:

„Unser Fremdenzimmer.“ Leise fügte er hinzu: „Hier hat Baumann zuletzt gewohnt . . . ich will es lieber schließen; meine Tochter steigt herauf.“

Schnell drückte er die Thür ins Schloß und wandte sich Anna zu, die eben den Fuß auf den Estrich des Bodenstockwerks setzte.

„Das ist recht, Kind, daß du kommst; da kannst du mit eigenen Ohren dein Lob vernehmen; unser Gast ist ganz entzückt über die Sauberkeit, die auch hier herrscht.“

Er flunkerte. Wenn auch nirgends ein Stäubchen zu entdecken war, so hatte ich doch noch keine Silbe darüber geäußert; aber er wollte ihr unverkennbar etwas Angenehmes sagen.

Gleichgiltig nahm sie das Lob entgegen. Hätte er sie getadelt, es würde denselben Eindruck auf sie gemacht haben.

Ich war an eines der blank gepuzten Bodenfenster getreten und wollte hinaussehen in die abendlich verklärte

Landschaft, als ich einen Todtenkopf bemerkte, der, ebenfalls staubfrei, mit seinen wohlerhaltenen, weißen Zähnen auf dem Fensterbrette stand. Ich nahm ihn in die Hand und blickte fragend nach dem Förster.

„Sie wundern sich über den seltsamen Fensterschmuck,“ erläuterte dieser, „wir fanden ihn, als wir unten im Garten die Erde aushoben, um einen Baum zu pflanzen. Gott weiß, wie alt der Schädel schon sein mag; er muß einst einer jugendlichen Person angehört haben, vielleicht einem jungen Mädchen; ich schließe das aus seiner Form und aus der Kleinheit der Vorderzähne.“

Ich betrachtete den Todtenkopf genauer.

„Sie mögen Recht haben,“ begann ich nach einer Weile, „so niedliche, allerliebste Zähnen pflegen nur hinter weiblichen Lippen zu gedeihen. Auch dieses Wesen hat einst gelacht und geklagt, geliebt und gehofft, und nun sind ihm alle Schmerzen gestillt und alle Hoffnungen erfüllt. Es ist ein wunderbarer Gott, der uns durch dieses Erdenleben führt.“

„Gibt es denn einen Gott?“

Brell und schneidend, fast höhniisch, klang diese Zwischenfrage.

Betroffen wandte ich mich nach meiner Nachbarin. Sie war es, die endlich die Lippen geöffnet hatte und mich jetzt finster und gewissermaßen herausfordernd ansah.

Ein tiefes Weh durchzuckte mich. Diese wilde trotzige Frage verrieth mir die ganze Trostlosigkeit einer gequälten und zermarterten Seele.

„Mein liebes Fräulein,“ versetzte ich sanft, „das fragen Sie nicht im Ernste; das ist nur eine Verirrung Ihres ja leider nur zu gerechten Schmerzes.“

„Nein, nein,“ unterbrach sie mich ungestüm, „mit voller Ueberlegung frage ich Sie: gibt es einen Gott? kann es einen Gott geben? einen Gott der Liebe und Barmherzigkeit? da doch der Mensch nichts erfährt, als

Enttäuschung und Herzeleid, und kein Flehen und Gebet das Unheil von seinem Haupte wendet?"

Stoßweise hatte sie es hervorgezwängt. Die Schleusen der Mittheilung waren bei ihr so lange gesperrt gewesen, daß jetzt, wo sie dieselben geöffnet, die Worte sich nur in stockendem, widerwilligem Flusse ergossen. Aber ein feines Roth war in ihre elfenbeinfarbenen Wangen aufgestiegen und die starrsuchtähnliche Unbeweglichkeit ihrer Gesichtsmuskeln hatte sich gelöst.

„Fräulein Anna,“ sagte ich tief ergriffen, „— so darf ich Sie ja wohl nennen, denn dieser Augenblick bringt uns einander näher, als ob wir uns schon seit Jahren kennten — ich kann Ihnen nur aus meiner innersten Ueberzeugung heraus erwidern: ja, es gibt einen Gott, einen freilich unerklärbaren, unnahbaren, unbegreiflichen. Ich bin kein Prediger, der Ihnen dies vielleicht mehr salbungsvoll, aber sicher nicht logisch-zwingender aneinander setzt, noch ein Professor der Philosophie, der seine Orakel in meist schwer verständliche Phrasen kleidet; ich bin ein einfacher Soldat, der hoch oben auf dem Gebirge, zwischen Himmel und Einsamkeit, mit der Kippregel an seinem Meßtische arbeitet und dort oft der Gottheit näher ist, als die gelehrten Herren auf Kanzel und Katheder. Glauben Sie mir: die Frage „gibt es einen Gott?“ kann der Mensch nur in Gedankenlosigkeit oder in kindisch-wildem Troze aufwerfen; sie ist eben so thöricht, wie die Aufzählung der im Kinderkatechismus festgestellten Eigenschaften Gottes. So sicher es einen Gott gibt, so sicher ist und bleibt er uns ein ewiges Räthsel. Wer da aber fragt: „gibt es einen Gott?“ der könnte mit gleichem Rechte fragen: „gibt es eine Welt?“ und einen solchen Frager würden Sie sicher verlachen.“

Aus großen Augensterne sah sie mich an; gequältes Erkenntnisringen stand auf ihrer schönen Stirn geschrieben; ich merkte ihr an, daß ihre durstige und verschmachtete Seele, der der alte schlichte Vater beim besten Willen keinen

Trank der Erquickung hatte bieten können, nach mehr verlangte.

So fuhr ich denn bereitwillig fort:

„Sie haben Ihren Bräutigam verloren und wähnen sich nun berechtigt, Gott eines Mangels an Güte und Liebe zeihen zu dürfen. Ich begreife diese Verirrung, aber sie wird sicher einer schöneren und beseligenden Erkenntniß Platz machen. Ich will nicht davon reden, daß der brave Herr Baumann den Heldentod fürs Vaterland, für unser herrliches deutsches Kaiserreich, sterben durfte, daß er fortan zu jenen heiligen Blutzengen gehört, denen die dankbaren Kinder und Enkel Tempel und Ehrenmale errichten werden; ich will Sie nicht darauf hinweisen, daß der von Ihnen geliebte Held Ihnen in seiner männlichen Vollkraft genommen worden ist und nun immer jung und schön und herrlich bleiben wird, daß Sie ihn nie werden altern, noch seine feurige Liebe auch nur um einen einzigen Grad werden abnehmen sehen — wenn auch dies alles Momente sind, die einem verwundeten Herzen doch wohl einige Balsamtropfen zu spenden vermögen. Ich will auch nicht von jenem Wiedersehen sprechen, das uns der Glaube lehrt und das sich der Mensch in seiner Schwäche und Kurzsichtigkeit wohl oft ein wenig gar zu stofflich vorstellen mag. Nein, nein, Fräulein Anna, Sie schütteln ungläubig den Kopf und ich will Sie nicht quälen mit Behauptungen, die ich selbst ja nicht zu beweisen vermag! Ich will mich im Gegentheil einmal ganz auf den Standpunkt jener modernen Stoffschwärmer und Ideenleugner stellen und nichts anderes gelten lassen, als die rohe Materie, über deren thatsächliches Dasein noch nie ein Meinungsstreit geführt worden ist, und doch kann und werde ich Ihnen den Beweis erbringen, daß auch auf diesem Standpunkte der Glaube an die lebendige Wiedervereinigung durch den Tod Geschiedener keine Vernunftwidrigkeit ist. Ich sehe, Sie haben sich viel mit der Natur beschäftigt, haben allerlei Sammlungen angelegt;

so werden Sie mich auch ohne Weiteres verstehen, wenn ich die Thatsache erwähne, daß der Mensch, nach seiner rein körperlichen Erscheinung, eine Zusammensetzung ganz bestimmter Urstoffe, sogenannter Atome, ist."

Da sie auf meinen fragenden Blick zustimmend nickte und ich also ihres Verständnisses versichert war, fuhr ich beherzt fort:

"Nun wohl. Wenn die starke Faust des Todes auch eine solche Zusammensetzung, ein solches Individuum, zerbrochen und scheinbar vernichtet hat, so ist doch thatsächlich nichts Anderes erfolgt, als eine Trennung jener unzerstörbaren Atome, denen der allmächtige und unausrottbare Trieb innewohnt, immer wieder neue Verbindungen einzugehen. Nun merken Sie wohl: die Ewigkeit ist unermesslich und unbegreiflich lang; im Laufe dieses endlosen Weltprocesses kommt nicht nur einmal, sondern oft, unendlich oft, der Moment wieder, wo jene Atome ganz genau die alte Verbindung eingehen und der Ihnen genommene Geliebte in derselben Körperlichkeit und mit allen durch dieselbe bedingten geistigen Eigenschaften wieder ins Leben tritt. Auch Sie, Fräulein, werden einst den Weg des Geliebten gehen, aber die unerschöpfliche und ewig zeugende Natur wird immer wieder genau solche Annas erstehen lassen, und die unzähligen Combinationen der Schöpferkraft werden es wiederum nicht nur einmal, sondern oft, unendlich oft, so fügen, daß diese Annas gleichzeitig mit jenen Baumanns das Licht der Sonne sehen werden, und so wird der kurze Traum Ihres Liebesglückes, aus dem Sie so jäh aufgeweckt sind, doch immer wieder von Neuem geträumt und auch durchgeträumt und ausgelebt werden."

"Das werden dann aber andere Menschen sein;" wandte sie ein, „wie kann mich das Glück Anderer entschädigen?"

"Nicht andere! Sie selbst werden es sein, die wieder leben und lieben wird — genau Sie selber; ich sagte Ihnen

ja, daß die Natur, trotz der scheinbar unendlichen Verschiedenheit der Lebewesen, in einem endlosen Schöpfungsproceß doch immer wieder die früheren, schon einmal dagewesenen Wesen neu erschaffen muß.“

Sie nickte, halb überzeugt; aber der Seufzer, der sich ihr gleichzeitig emporrang, bewies mir, daß es mir zwar gelungen war, sie aus ihrer dumpfen Versunkenheit aufzuwecken, nicht aber, sie zu trösten. So griff ich denn nach ihrer Hand, die sie mir willig ließ, und sagte sanften Tones:

„Sie sollten sich einmal recht ausweinen, Fräulein Anna; Thränen aus den Augen einer Braut sind ein kostbarer Tribut, auf den ein fürs Vaterland gefallener Held vollgiltigen Anspruch hat. Nicht nur Ihnen selber, auch dem Geliebten würden Sie eine Wohlthat erweisen, wenn Sie Ihren Thränen freien Lauf ließen. Vergossene Thränen entlasten Herz und Kopf. Sie würden dann klarer erkennen, daß Sie Ihren Bräutigam eigentlich gar nicht verloren haben. Um das Lebendige, das wir besitzen, müssen wir immer bangen; das, was uns der Tod nahm, ist aber unverlierbar unser, und um einen gefallenen Helden zittern wir nicht mehr. Wahre Liebe trotzt auch dem Tode; in Ihrer Schmerzverirrung haben Sie bisher nur überfühlt, daß der Geliebte Ihnen jetzt herrlicher und unwandelbarer im Herzen wohnt, als je vorher in seinem Leben. Die Treue macht noch immer die Todten lebendig, und der Kuß, den Sie im Geiste Ihrem vorangegangenen lieben Recken geben, zaubert ihn auch körperlich in Ihre Arme.“

Ein krampfartiges Schluchzen erschütterte ihren Wuchs. Sie warf sich an des Vaters Brust, barg dort ihr Angesicht und begann so heftig zu weinen, daß ihre stürzenden Thränen auf der Weste des Alten feuchte Spuren zogen.

Der überraschte Förster legte zärtlich seine Rechte auf ihren blonden Scheitel und murmelte nur:

„Mein armes Kind! mein liebes, gutes Aennchen!“

Wie sie noch immer fortschluchzte, die convulsivischen

Zuckungen ihres Körpers aber schon an Heftigkeit nachließen, blickte er verstohlen nach mir hinüber und nickte mir zu, als wollte er sagen: „Es ist gut so; das wird ihr endlich Erleichterung schaffen.“

Meine fernere Anwesenheit, das fühlte ich, konnte hier nur stören. Ich schlich mich sachte die Treppe hinunter und trat vor die Thür in den Garten.

Die Sonne stand schon hinter dem Walde zur Rechten; in bläulichem Schatten lagen die Wiesen; nur die Tannen hoch oben an den linken Berghängen waren von röthlichem Golde überflammt; ein fast betäubender Würzduft strich durch das Thal zu mir herauf. Ich nahm meine Feldmütze ab und athmete tief die ganze Wonne dieser Bergluft ein. Wie wundervoll war doch die liebe Gotteswelt!

Wie lange ich so gestanden haben mag, weiß ich nicht. Als ich mich der unaufhaltsam enteilenden Zeit und des Ortes, wo ich weilte, wieder entsann, spannte ich das Ohr und lauschte nach dem Hause hinter mir. Ich hörte den tiefen Bass des Försters; dazwischen klang ab und zu die silbertönige Stimme seiner Tochter, die plötzlich das Reden gelernt hatte. Noch wartete ich eine Weile, ob man vielleicht zu mir herankommen würde; da dies aber nicht geschah, beschloß ich, ohne Gruß davonzuschleichen. Ich schritt durch den Garten abwärts, öffnete das Pfortchen im Holzzaune und betrat den Wiesenpfad, der zum nahen Brücklein führte. Die Hunde, die mich vorhin angekläfft hatten, gaben mir jetzt stumm und schweißwedelnd ein freundliches Geleit. Als ich sinnend über die Brücke schritt, gewahrte ich unter mir im Wasser eine Forelle, die, durch meinen Anblick erschreckt, pfeilgeschwind unter einen überhängenden Stein schoß. Langsam wandelte ich durchs Thal hin, das in der lichten Dämmerung des Sommerabends immer lieblicher, immer traumhaft-schöner wurde.

Da zitterte der lang gezogene Ton eines Waldhorns feierlich durch die Stille; noch ein Ton und noch einer,

gleichsam ein Vorspiel, um die Reinheit der Stimmung zu prüfen; und nun setzte die alte, volkstümliche Weise ein: „Es ist bestimmt in Gottes Rath.“ Sofort begriff ich, was das zu bedeuten hatte. Barhaupt — noch trug ich meine Mütze in der Hand — blieb ich stehen und blickte zurück. Fünf-, sechshundert Schritte mochten mich schon von der Försterei trennen, aber mein scharfes Auge erkannte den Alten, der mit seinem Waldhorn in die Thür getreten war und mir diesen musikalischen Gruß und Dank mit auf den Weg gab. Ein unbeschreibliches Gefühl quoll in meiner Brust auf. Er durfte wieder sein Horn blasen! Das war ein hoher, ein unschätzbar hoher Gewinn für den Alten und auch für die Tochter. Ergreifend klang die schöne Weise und weckte ein geisterhaftes Echo in den Schluchten. Andächtig lauschte ich dem herzlich vorgetragenen Liede; es war, als ob plötzlich eine Seele in die Natur gekommen wäre, als ob erst durch diese melodischen Töne der ganze Zauber dieses Gebirgsthales offenbart würde. Ein Antrieb, der keine Ueberlegung gestattete, zwang mich, als das Lied beendet war, zur Umkehr. Ich eilte zur Försterei zurück, und drückte dem Alten, der noch in der Thür stand, tief bewegt die Hand. Neben der Thür auf der Bank saß des Alten Tochter und tupfte mit ihrem weißen Tüchlein über die Augen.

„Ich wußte es, daß Sie umkehren würden,“ sagte der Förster, und seine Stimme war merklich unsicher, „heute trennen wir uns nicht mehr; Sie nächtigen bei uns. — Ihre Sachen lasse ich aus dem Dorfe holen.“

Ein Stündchen später saß ich zwischen Vater und Tochter beim Abendessen. Ich kam mir wie ausgetauscht vor. Ich, ein noch junger und zeitweise noch recht übermüthiger Premier-Lieutenant, hatte hier wahrhaftig eine Rolle gespielt, zu der ich mir in meinem ganzen bisherigen Leben kein Talent zugetraut haben würde: ich hatte so zu sagen pastoriert und den Herren mit schwarzem Talar ins Handwerk

gepfuscht. Ich mußte ein paar herzhaftige Züge aus meinem mit schwerem Johannisbeerwein gefüllten Glase thun, um mir selber über eine gewisse Befangenheit hinwegzuhelfen, und kramte dann allerlei lustige Anekdoten aus, um den Ernst, der über unserm Mahle brüten wollte, zu verschleichen.

Als Anna einmal hinausgegangen war, um der Magd in der Küche irgend einen Auftrag zu ertheilen, erhob der Förster sein Glas und sagte feierlich:

„Ich bin immer, Herr Lieutenant, ein Freund von zweierlei Tuch gewesen; trägt doch auch der Forstmann zwei Farben an seiner Uniform. Heute aber habe ich erfahren, daß der deutsche Officier nicht bloß zum tapferen Dreinschlagen taugt; er ist, hol' mich der Teufel! zu allen Dingen zu gebrauchen, und mit Worten kann ich Ihnen gar nicht ausdrücken, wie tief ich mich Ihnen verpflichtet fühle. . .“

„Mein lieber Herr Förster,“ unterbrach ich ihn munter, „nur keine Leichenrede! wenn ich länger an Ihrem Tische verbleiben soll, dann, bitte, lassen Sie mich armes Menschenkind gänzlich aus dem Spiele. Mein Verdienst an dem Wiederaufthauen Ihres erstarrten Töchterleins ist wahrlich gleich Null; in das randvoll gefüllte Thränengefäß derselben durfte nur ein einziges Wörtlein fallen und siehe da! es floß über. Das hätte jeder Andere wahrscheinlich viel besser fertig bekommen. Aber anstoßen will ich trotzdem mit Ihnen; von ganzem Herzen wünsche ich Segen und Sonnenschein Ihrem Hause.“ Und da die Tochter jetzt wieder ins Zimmer trat, sagte ich zu ihr: „Fräulein Anna, auch wir wollen anstoßen! Daß in jedem Herzen, durch das die Pflugschar des Schmerzes ging, eine reiche Ernte an Trost und Frieden reife!“

Drei Gläser klangen an einander und gleich darauf hob der Alte die Tafel auf.

Noch eine Woche wohnte ich in der Försterei; erst als ich meine Nesttischplatte voll hatte, schnürte ich mein Bündel. Annas Herz war zwar immer noch von Trauer beschwert,

aber zu Zeiten konnte sie doch schon wieder plaudern und der Eisenbeinton ihrer Wangen hatte dem blassen Roth der La-France-Rose Platz gemacht. Ich nahm die frohe Ueberzeugung mit mir fort, daß das zwanzigjährige Mädchenherz auf dem Wege der Genesung war.

Der volle Mond schwamm am wolkenreinen Himmel, als ich eines Juli-Abends den beiden ehrlichen Menschen Lebewohl sagte. Ich drückte Annas kleine Hand und schaute in ihre blauen Augen, die mich wohlwollend anlächelten.

„Auf frohes, gesegnetes Wiedersehen!“

„Ja, Herr Lieutenant, kommen Sie bald, recht bald wieder!“ gab sie mir warm zurück, „dann werde ich mit meinem Vater sehr froh und dankbar sein.“

Der Alte bot mir nur die feste Rechte, mit der er mir beinahe die Finger zerquetschte; die Linke hielt er auf dem Rücken verborgen. Ich wußte, was er mich nicht wollte sehen lassen.

Als ich ein paar hundert Schritt vom Hause entfernt war und noch einmal mit der Mütze durch den mondhellten Abend zurückwinkte, setzte er sein Waldhorn an den Mund und schickte mir seinen Abschiedsgruß nach. „Es ist bestimmt in Gottes Rath!“ so klang es wieder durch die Stille und schwebte vervielfältigt an den Höhen entlang; aber diesmal klang es wie eine Jubel- und Dankeshymne, und ein weißes Taschentüchlein flatterte, lebhaft bewegt, neben dem Bläser in der Hausthür.

Mir stieg es feucht in die Augen auf. Als die letzten Hornöne sanft verklungen waren, schritt ich langsam weiter durch die mondbeglänzte Pracht und Einsamkeit. O Gott, wie wunderschön ist Deine Welt!

Meister Storch.

Von Raoul Ritter von Dombrowski.

Einer der Ersten in der Reihe der Wandervögel, die uns, aus dem fernen Süden kommend, den nahenden Frühling verkünden, ist jener allbekannte hagere Geselle mit dem langen rothen Schnabel und den noch weit längeren dünnen Beinen: Meister Storch.

Er ist ein sonderbarer und räthselhafter Geselle, welcher nicht nur mittelst seiner überlangen Stelzbeine über die Menge ragt, er thut es auch mit seiner Eigenart.

Die Legende und die Fabel feiern ihn, und schon in grauer Vorzeit war der Storch ein geheiligter Vogel. In vielen Gegenden, namentlich in solchen, die er als ständiger Sommergast in regelmäßiger Wiederkehr alljährlich aufsucht, hat sich bis in die Gegenwart ein eigener Cultus im Wege der Ueberlieferung gebildet und der Volksaberglaube hat dem räthselhaften Wanderer Eigenschaften und Einwirkungen angebichtet, welche sich vor dem Naturgesetz wohl nicht stichhältig erweisen.

In den elenden Dörfern Bekarabiens und Rumäniens fand ich jedes der bemoosten Schilfbücher von einem Storch-Paar bewohnt, und wehe dem Frevler, welcher es in jenen noch weit abseit von der fortschreitenden Cultur gelegenen Gegenden wagen wollte, dem „heiligen“ Vogel ein Leid zuzufügen.

Ihm zu Ehren befestigt der Hausvater am windschiefen Dachstuhl ein altes morsches Wagenrad als Einladung ohne Worte, — welche von Madame Storch sofort verstanden wird.

Unter obligatam Geklapper — Madame kann ihren Schnabel eben auch nicht halten — bängt sie vorerst eine

Weise die sinnige Vorrichtung und beginnt dann bald darauf, dieselbe in einer, ihren intimen Absichten entsprechenden Weise zu vervollständigen, wobei sie ihr Gemahl mit Eifer und Geschick unterstützt.

In wenigen Tagen ist das alte Wagenrad mit derbem Geäste belegt, in welches das emsig schaffende Paar Schilf und Halme in kunstloser aber haltbarer, Weise einfügt, die flache Nestmulde überdies noch mit Moos und Blütenwolle der Pappeln weich ausfütternd und — die lustige Kinderstube ist fertig und harret der Dinge, die da kommen sollen.

Auch in den Niederungen im Nordosten und Westen des europäischen Continentes ist der Meister Storch ein gern gesehener, alljährlich wiederkehrender Sommergast, und auch hier bietet man ihm bereitwillig eine entsprechende Unterlage für seine häusliche Niederlassung.

Findet das Storchenpaar diesfalls kein Entgegenkommen, dann hilft es sich eben selbst und wählt entweder den Wipfel eines hohen Baumes oder altes Gemäuer als Nistplatz.

Einen höchst originellen, leider verunglückten Bauversuch eines Nestes, hatte ich Gelegenheit während einiger Tage, die ich als Gast eines befreundeten Gutsbesizers in Böhmen zubrachte, zu beobachten.

Unweit des Schlosses und mit einem großen herrschaftlichen Meierhofe einen geschlossenen Gebäude-Complex bildend, lag die Bierbrauerei, und den zu derselben gehörigen hohen Dampfschlot hatte sich ein Storchenpaar als Nistplatz aus-
gesehen.

Die Brauerei war eines Umbaues der inneren Einrichtungen wegen, eine kurze Zeit außer Betrieb gesetzt, und dieser Umstand verleitete das Storchen-Paar, den hohen Dampfschlot als Kinderstube herzurichten. Emsig schleppten die Weiden derbe Prügel herbei und begannen sofort mit der Fundamentirung.

Als man dies im Meierhofe bemerkte, bemühten sich einige Arbeiter das Paar zu verschrecken, doch ließ sich das-

selbe weder durch Lärm noch Steinwürfe stören. Endlich bestieg einer der Werkleute den Schlot und warf das begonnene Nest-Fundament herab — und als man am nächsten Morgen die Störche wieder und unverdroffen weiter bauend fand, blieb kein anderes Mittel, sie von der Ungehörigkeit ihres Beginnens zu überzeugen, als in der Heizvorrichtung ein Feuer anzuschüren. Dieses drastische Mittel half. Klappernd umkreisten die durch den dichten Rauchqualm verschleuchten Störche den übelgewählten Nistplatz eine geraume Zeit, und zogen endlich ab.

Befremdlich ist es, daß über die Lebensgewohnheiten dieses so allbekanntem Vogels bis in die jüngste Vergangenheit vielfach unrichtige, zum Theil auch unvollständige Daten vorlagen.

Die herrschende Lehre, „der Storch sei ein durchaus harmloser, ja höchst nützlicher Geselle, welcher sich lediglich von schädlichem Gethier aller Art nähre,“ galt unangefochten und was da geschrieben stand, wurde gläubig nachgebetet und — nachgeschrieben.

Der gewissenhafte Naturforscher und Beobachter — und in der Reihe der Letzteren insbesondere die Jäger — ist indeß nicht immer geneigt, nur mittelbar und durch fremde Brillengläser zu schauen, und bemüht sich, von Fall zu Fall die herrschende Meinung auf ihre Stichhaltigkeit zu prüfen.

Auf diese Weise wurde schon so manche Irrlehre berichtigt und dies ist auch neuerer Zeit in Bezug auf die Lebensweise des Storches geschehen.

Zunächst waren es eben die Jäger, welche mit ihrem scharfen, in kritisch-prüfendem Schauen geübten Blicke, den heimlichen Schlichen des langbeinigen Wanderers nachgeforscht und sich auch thatsächlich überzeugt haben, daß Meister Storch eigentlich doch ein — „sehr curioser Heiliger“ sei, daß er wohl nicht mit der Tollkühnheit des Edelfalken und Sperbers, nicht mit offenem Bistier wie der königliche Adler,

dafür aber unter dem Deckmantel der Scheinheiligkeit nicht minder erbarmungslos mordet und raubt.

Es ist wahr und durch exacte Untersuchungen unumstößlich festgestellt, daß sich der Storch durch Vertilgung von Fröschen, Mäusen, Regenwürmern, von schädlichen Insecten aller Art, insbesondere durch massenhafte Vertilgung der oft überaus zahlreichen Grasraupe (*Euprepia grammica*) wesentliche Verdienste um die Cultur erwirbt. Andererseits aber ist es nicht minder unlängbar sichergestellt, daß er sich mit der vorangeführten Nahrung keineswegs begnügt.

Entdeckt er gelegentlich seiner täglichen, mit großer Regelmäßigkeit unternommenen Wanderungen irgendwo am Wiesende, die meist ebenso schlecht verwahrte, als sorglos gehütete Kinderstube einer Häsün, dann stelzt er, scheinbar harmlos umheräugend, heran, recognoscirt scharf die Umgebung, wendet sich dann plötzlich und — ein scharfer Schnabelhieb spießt sofort eines der kleinen hilflosen Häschen. Mag dann auch immerhin Frau Lampe opfermüthig herbeieilen, ihre energische Bertheidigung ist dem scharfbewehrten Angreifer und Mörder ihrer Nachkommenschaft nicht gewachsen.

Der Storch ist auch ein arger Nestplünderer, und wehe dem Gelege, welches er gelegentlich seiner Wanderungen im Wiesenland, in Sumpf und Ried entdeckt; er vertilgt die Eier wie die unflüggen Jungen sofort.

Solche und ähnliche zahllose Mißthaten haben ihm die gute Meinung des Jägers, welcher sein Wild mit treuem Eifer schirmt, längst verscherzt, und er hat ein unlängbares Recht, den sanften Beteuerungen des Stubengelehrten eine mit gravirenden Thatsachen gewappnete Negation in Bezug auf die Harmlosigkeit und Unschädlichkeit des — sonderbaren Hälligen entgegen zu stellen.

Das geflügelte Römerwort „*quot capita, tot sensus*“ trifft bezüglich der sehr getheilten Meinungen über Meister Langbein vollständig zu.

Im fernen Osten feiert ihn der Halb-Asiate als Götzen

seines heimischen Herdes; der Strubengelehrte preiset seine Tugend und seinen makellosen Lebenswandel, während der Jäger durchaus entgegengesetzte Ueberzeugungen hegt. Die Kinderwelt endlich hat ja auch eine ganz besondere Meinung vom Meister Storch, und der pausbacige kleine Junge sitzt sofort seinen Ritt auf dem Steckenpferde, wenn er den räthselhaften großen Vogel am Horizont entdeckt. Nachdenklich folgt er dem schwerfälligen Fluge desselben und seine hellen Augen lugen nach dem rothen Schnabel, ob er nicht etwa schon das ersehnte Schwesterchen

Wie jedes Geschöpf im Haushalt der Natur hat auch der Storch nach unseren menschlichen Begriffen seine Licht- und Schattenseiten, und es ist nur befremdlich, daß es dem Scheinheiligen bis in die jüngste Zeit gelungen ist, sich den Ruf eines höchst tugend samen Lebenswandels zu wahren. Er ragt doch mittelst seiner überlangen Beine über Andere empor und solche pflegt man zumeist am schärfsten zu beobachten.

„Verhältnisse bestimmen den Menschen und wandeln sein Urtheil,“ so lautet ein altes Sprichwort im Volksmunde, und wie sehr es wahr und thatsächlich ist, mag die einfache Schilderung beweisen, mit welcher ich meine flüchtige Skizze über den Meister Storch — den sonderbaren Heiligen — abschließe.

Es war einmal irgendwo am Waldrand ein stattliches Jägerhaus umrankt von Weinreben und beschattet von altherwürdigen Linden.

Mitten im Kreise der hochragenden Stämme war eine Ruhbank, aus knorrigem Föhrengeäste zierlich gesüßt, und auf derselben, dicht beisammen, saßen zwei glückliche Menschen.

Das Abendlicht vergoldete das Laubgedränge, welches die breiten Nester der alten Bäume über sie wölbten; sie lauschten dem Geflüster im Gezweige und dem Liebe ohne Worte — aber nicht ohne Sinn — welches der Staar — ihr zu Ehren und zu Liebe so melodisch sang.

Dafür war sie — die Staarin — auch erkenntlich und hüpfte behende von Zweig zu Zweig näher heran, bis sie endlich ebenso dicht an seiner Seite saß, wie unten auf der Ruhebank das holde junge Weiblein neben dem wettergebräunten Waidmann — ihrem Gatten.

Der Abendfrieden senkte sich auf den weitgedehnten Hochwald und das trauliche, von mächtigen Hirschgeweihen gekrönte Dach. Die Liederstimmen rings und vom Thal das Geläute der Glocken verklangen leise. — Da kam von Ferne über die Wipfel der knorrigen Föhren ein später Wanderer gezogen; näher, der Berglehne entlang, hoch über die Linden und dann über das trauliche heimische Dach flog — — Gevatter Storch. . . .

Hilbe, das Jägerweiblein, folgte mit ihren braunen, großen Rehaugen dem Zuge des einsamen Seglers und ein beseeligtes Lächeln verklärte ihr kindliches, madonnenhaft holdes Angesicht. Ein tiefer Athemzug hob ihren Busen und halb unbewußt faltete sie die im Schooß ruhenden Hände. — — Wie nun ihr Gatte dem Blicke folgend, ahnend und tieffreudig bewegt, nur ein einzig Wort flüsterte, jubelnd und fragend zugleich, da schmiegte das liebliche Weib ihr Haupt an seine Brust wie ein müdes Kind. Die keusche Gluth auf der reinen Stirne, die schalkhaften Grübchen in den Wangen — sie gaben stumm die Antwort! Es war so friedlich still geworden, so feierlich und der Abendstern funkelte über dem schlummernden Wald.

Meister Storch ist in der That ein merkwürdiges Vogelthier!

Die Gärten des Meeres.

Es ist eine wunderbare, bunt bewegte Welt, die das Meer und seine Tiefen belebt. Thiere von den abenteuerlichsten Formen und Gestalten, bald vielstrahligen Sternen, bald seltsamen Blumen gleichend, von dem Spiel der Wellen statt vom Windhauch bewegt, geben dem Ufer- und Meeresgrunde das Ansehen eines blühenden Gartens. Einer der merkwürdigsten dieser Organismen ist die See-Anemone. Auf dem Sande des Strandes sieht sie fast wie ein plattgedrückter Geldbeutel, wie eine regungslose Masse, wie ein fleischiges, verwestes Ding aus. In den Fluthen aber gleicht sie einer Blume, einer blendend schönen, belebten Blume.

Unter den animalischen Pflanzen, die in der See blumengleich aufgehen und erblühen, gibt es rosenrothe und weiße, blaue, gelbe, violette und ponceaufarbige. Alle diese animalischen Pflanzen lösen sich willkürlich los, gleiten, schreiten fort, rollend oder schwebend und wiegen sich in den Wellen, um in anderen Wurzeln zu fassen und zu erblühen. Wenn man diese phantastischen Wesen mit ihren beweglichen Blüthen, belebten Blumenblättern, flatternden Zacken in ihrer lebhaften Farbenpracht sieht, so möchte man meinen, daß eine wunderbare Fee all dieses glänzende Gethier in unsere Gartenblumen verwandelt habe; da ist eine Anemone, die sich wie eine Rose im Windhauch regt, dort eine andere, die wie eine Nelke in den Fluthen schimmert; jene wieder gleicht einem verpflanzten Chrysanthem (einer Goldblume), diese da einem wandelnden Maßlieb . . .

Die Anemone ist die Sensitive der Meere; sowie man sie berührt, schließt sie sich und verliert ihre Blumengestalt; sie ist dann nurmehr einbeutel- und sackförmiges Ding. In Wirk-

lichkeit aber ist die schöngefärbte Anemone nichts anderes, als ein Polyp, dessen Körper thatächlich einen Sack bildet, der einen anderen Sack, den Magen, in sich schließt; ein Gefäß mit doppelter Scheidewand. Der lebende Beutel mündet in einen Saugrüffel, mit dem er sich an den Felsen und Klippen festhaugt. Der obere Theil dieses Sackes wird von Fühlfäden oder Fühlspitzen gekrönt, die sich ausstrecken und zurücksiehen, krümmen und dehnen und sich beugen, wie Arme. Inmitten dieser Fühlspitzen, die von den buntesten Farben die Blume der Anemone bilden, öffnet sich ein scheußlicher, gefräßiger Mund, der sich weit nach der Beute hin aufthut, welche die Fangarme ergriffen haben. Aus diesem Munde — einem mit Blumen umgebenen Abgrunde — fällt das Opfer in den Magen, der die besondere Eigenschaft besitzt, sich zu bewegen, sich umzuwenden und nach der Beute hin auszudehnen, die der Mund verschlingt. Die Gefräßigkeit der so poetischen Anemone hat kaum ihresgleichen. Lebende und todte Fische sind ihr gleich willkommen. Ihr Leben ist ein stetes Festmahl, ein unablässiges Schmausen. Scheinbar unbewehrt, überwindet sie die bestbewehrten Krabben. Unbeweglich wie eine Pflanze, blühend wie ein Blumenstrauß, lauert sie auf ihrem Felsen, harret und überwacht ihr Opfer, das in einer Blume kein Arg ahnt. Doch plötzlich bewegt sich diese und der gierige Polyp erfaßt die Beute mit seinen glänzenden, unwiderstehlichen, giftigen Fangarmen.

Getroffen von dem Gifte, welches sich aus den zarten Fühlspitzen absondert, ersticken die Fische und kommen um — in einer Blumenkette. Diese biegsamen, schrecklichen Fangarme führen das Opfer zu dem offenen Munde, worauf es der Magen verschlingt. In wenigen Augenblicken vollzieht sich in letzterem eine Rückbewegung und werden die Muschel- und kleinen Schildkrötenschalen, die ein scharfer, ätzender Saft zu einer teigartigen Masse verwandelt hat, wieder herausbefördert. Gleich dem Seeestern besitzt die Anemone die Fähigkeit, zerrissene oder abgetrennte Körpertheile, wie

durch Wunderkraft wieder zu ersetzen. In zwei, vier, ja zwanzig Theile geschnitten, bringt die Anemone eben so viele vollkommene Thiere zum Dasein, als kleine Stücke und unförmliche Fragmente vorhanden waren. Jedes Stück vervollständigt und entwickelt sich, jedes Fragment wird wieder zu einer regelmäßigen Anemone, wie sich aus der Knospe Blätter bilden und aus dem Aste ein Baum. Will sie ihren Platz verändern, so kriecht oder gleitet die Anemone vermittelst ihres Fußes mit der Langsamkeit und Regelmäßigkeit eines Uhrzeigers vorwärts. Auch an ihren Fangarmen kann sie sich weiterziehen; dann ist der Fuß aufwärts gerichtet, als ob sie auf dem Kopfe ginge. Endlich geschieht es auch, daß sich die Anemonen von dem Felsen, an dem sie angewurzelt scheinen, loslösen und sich ganz dem Wellenspiel überlassen. Dann bilden sie schwimmende Blumenparterres, die von der Strömung fortgetragen werden; wie bunte Blumensträuße wiegen sie sich auf dem Schaume der Fluthen; Rosen und Nelken gleich tauchen sie aus der Tiefe empor; mancher Woge geben sie das Ansehen, als wäre sie mit Gänjebülmchen bestreut. Wie Goldblumen, die im Winde treiben, wie herummirrende Asten, wie ein Blütenflor, der mit den sonnenbeglänzten Wogen kämpft, erscheinen sie dann dem Auge. So bilden die See-Anemonen die lebenden Gärten des Meeres.



Verantwortlicher Redacteur Karl Prochaska.

K. I. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.

